

ZEITSCHRIFT
des
Vereins für Volkskunde.

*Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,
begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.*

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Erster Jahrgang.

1891. Heft 2.



BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.

In h a l t.

	Seite
Land und Leute der Saalegegenden. Von August Meitzen	129
Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungsmittel. Von Carl Bolle	138
Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven. Vorwiegend nach eigenen Ermittlungen. Von Friedrich S. Krauss. . . .	148
Die Annalen des Bischofs Gísli Oddsson in Skálholt von 1637. Mit- geteilt von Jón Porkelsson	164
Segen und Heilmittel aus einer Wolfsturner Handschrift des XV. Jahrhunderts. Mitgeteilt von Oswald von Zingerle	172
Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. Von H. Prahm . .	178
Volkssegen aus dem Böhmerwald. Von J. J. Ammann in Krummau	197

Kleine Mitteilungen:

Volksüberlieferungen aus Eisenerz in Obersteiermark. S. 215. — Sitten und Gebräuche bei Sterbefällen in Meiderich (Reg.-Bez. Düsseldorf). S. 219. — Ein kleiner Nachtrag zu dem ersten Artikel der „Volkstümlichen Schlaglichter“. S. 220.

Bücheranzeigen:

Fr. Staub, L. Tobler und R. Schoch, Schweizerisches Idiotikon. S. 221. — Chr. Schneller, Tirolische Namenforschungen. S. 222. — Dr. Anton Schlossar, Deutsche Volksschauspiele. S. 225. — Krauss, Friedrich S., Orlović, der Burggraf von Raab. S. 227. — Ullrich, H., Sagen der mittleren Werra. S. 227. — Philo vom Walde, Die Dorfhexe. S. 229. — A. de Cock, Volksgeneeskunde in Vlaanderen. S. 229.

Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde. S. 230.

Bibliographie. S. 234.

Wir machen darauf aufmerksam, dass der Verein für Volkskunde (Sitz in Berlin), dessen Organ diese Zeitschrift ist, nichts gemein hat mit der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde des Dr. E. Veckenstedt in Halle a. S.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen, beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold, Berlin W., Hohenzollernstr. 10, zu richten.

Bücher für Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung A. Asher & Co., W. Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nimmt der Schriftführer Dr. U. Jahn, Berlin NW., Perlebergerstr. 32, entgegen.

Schatzmeister des Vereins ist Banquier Alexander Meyer Cohn, Berlin W., Unter den Linden 11.

Land und Leute der Saalegegenden¹⁾.

Von August Meitzen.

Meine Absicht ist, die besondere Stellung zu behandeln, welche Land und Leute der Saalegegenden in dem Zusammenhange der deutschen Volkskunde einnehmen. Die Frage lässt sich näher dahin fassen, können wir uns ein zutreffendes Bild von dem Zustande der Saalegegenden zur Zeit der ersten Bewohnung und von den Veränderungen, die sie durchlaufen haben, machen; wissen wir, welche unserer Volksstämme in ihnen Sitznahmen, und lassen sich noch in der Gegenwart Spuren ihrer volkstümlichen Eigenart erwarten?

Ziehen wir zunächst die Beschaffenheit und Lage des Landes in Betracht.

Keine wissenschaftliche Errungenschaft hat unseren Anschauungen über die Kulturentwickelung unserer deutschen Heimat so festen Halt gegeben, als der Nachweis, dass Europa nördlich der Alpen vor noch nicht allzu lange zurückliegender Zeit eine Polarwüste war. Berg und Thal, Ebenen und Meeresboden hatten bereits alle Hauptformen ihrer heutigen Gestalt gewonnen, als aus unbekannter, wahrscheinlich kosmischer Ursache eine Verminderung der durchschnittlichen Temperatur von, wie man annimmt, 3—4 Grad eintrat, und sich deshalb unaufhaltsam, wie es auch heute geschehen würde, die Kiölen vom Polarkreis aus in eine ins Ungeheuere anwachsende Schnee- und Eismasse hüllten. Von Schweden her füllte ein unermesslicher Eisstrom die Ostseetiefe. Als er 1000 Fuss über die heutige Meeresfläche angewachsen war, floss er quer von Norden nach Süden, staute noch am Riesengebirge und Harz in 1200 Fuss Seehöhe an und drang in gleicher Stärke in die Saaleebenen ein. Von Süden her, von den Alpen und Pyrenäen, kamen dieser Eismasse weitverzweigte Gletscherströme entgegen, welche von Höhen, wie dem Rigi, nur noch geringe Spalten frei liessen.

Für unsere Frage folgt daraus, dass an der Saale, wie in ganz Deutschland, Fauna und Flora total vernichtet, und der Mensch, wenn er sich schon bis hierher verbreitet hatte, getötet oder vertrieben wurde.

1) Vortrag in der ersten Versammlung des Vereins für Volkskunde am 23. Januar 1891.
Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde. 1891.

Zunächst musste erst wieder bewohnbares Land entstehen. Dieser Prozess war langsam. Mehrmals schwankte die Vereisung. Zuerst verbreiteten sich zwischen den wandernden Dünen im Staub und Sand des Gletscherschuttes Steppenpflanzen und Steppenthiere. Dann kamen Gräser und Waldbäume, weniger von Süden durch die engen Thäler der Alpen, als von der breiten Grenze mit der russischen Ebene. Diese grüne Decke erlangte durch die Sommerregen fast ununterbrochenen Zusammenschluss, aber sie enthielt, ausser einigen Waldbeeren, keinerlei geniessbare Frucht. So wurde das Land eine gleichförmige Einöde von Wald, Sumpf und Heide.

Jahrtausende können hier Finnen als Jäger umhergeschweift sein, wie sie es noch heute in Sibirien und Lappland thun. Wir kennen kein anderes Volk zwischen uns und dem Polareise. Vielleicht sind die Trölls, die Zwerge und Heinzelmännchen der Kiffhäuser- und anderer Sagen noch eine Erinnerung an sie.

Sicher wissen wir, dass in absehbarer Zeit die Kelten von Osten kamen und das Donau- und Rheingebiet in Besitz nahmen, in welchen noch heute jeder Fluss ohne Ausnahme einen keltischen Namen trägt.

Den Norden aber überliessen sie den Germanen, von deren Verbreitung zwischen Weichsel und Nordsee uns Tacitus die erste Völker-tafel gibt.

Das Bild des Stammeslebens dieser Hirtenvölker besitzen wir deutlich in dem gemeinsamen Sprachschatze der Indogermanen, der sie schon vor ihrem Aufbruche aus der fernen Heimat schildert. Sie lebten nicht als Wilde, sondern in geordneten Ehen und als Geschlechtsverbände unter Häuptlingen, reges, Richtern und Vornehmen, ausgerüstet mit allen unseren Hausthieren, mit der Kenntniss des einfachen Haushaltes und des Ackerbaues, den auch die Steppennomaden nicht entbehren können, und weideten ihr zahlreiches Vieh in grossen Lagergenossenschaften. Diese weide-wirtschaftlichen Genossenschaften finden wir bei allen Deutschen als Hundertschaften von ungefähr 120 Familien wieder, mit den unentbehrlichen Heerden von mindestens 3000 Stück Grossvieh.

Denkt man sich ein solches Wandervolk aus der russischen Ebene im vorschreitenden Weidegange allmählich heranziehend durch das Thor zwischen den Karpathen und den unergründlichen Pripetsümpfen, wo konnten sie Veranlassung haben, Halt zu machen?

Alle Umstände lehren leicht, dass dazu die Saalegegenden am meisten einladen mussten. Wenn die Hirten dem Fusse der Karpathen und Sudeten folgten, fanden sie keinen schöneren und fruchtbaren Boden als den Osthartz und die Magdeburger Börde. Aber noch ein anderer Vorzug musste sie hier festhalten, das Salz.

Alle Weidegegenden Turkestans und Ostrusslands haben Überfluss an Salz. Zogen sie weiter, so mussten sie es entbehren. Ob bei Wielitzka und an der Sula schon damals Solquellen bemerkbar waren, ist unsicher.

Jedenfalls war der weitere Weg durch Schlesien und die Lausitzen wieder ohne Salz. Dann aber kamen sie an die Saale, nach Halle, an den salzigen See, an die Selke, deren Namen schon zeigen, dass ihre feine Zunge den Salzgehalt empfand.

Diese Stätte bot aber auch noch mehr. Nach allen Seiten öffneten sich reiche und fruchtbare Thäler, nach der Pleisse und oberen Saale, nach der Unstrut, der Helme, nach der Wipper, Selke, Bode, Unterelbe, Nuthe, Untersaale, Oberelbe und Mulde. Wie von Natur, war den Hirtenstämmen hier die Vertheilung in die einzelnen Weidereviere geboten, in denen sie sich nicht störten und reiches Genüge fanden.

Die Scheidung der Stämme mochte Verwandschaft bestimmen; die stets von der gleichen Zahl gedachten und bezeichneten Hundertschaften konnten sich nicht nach Geschlecht oder Familie richten, sondern waren durch den Bedarf an Hirten- und Arbeitskräften bedingt. Man kann annähernd berechnen, wie viel Nahrung ein Hirtenlager von 1000 Seelen bedarf, wie viel Stück Vieh dieselbe gewähren und wie viel Futter nötig ist, um dieses Vieh zu ernähren. Dabei bleibt es sich für den Ertrag und für den Futterbedarf gleich, welcher Viehgattung die Heerden angehören. Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen lassen sich auf Grossvieh reduzieren. Danach lässt sich sagen, dass 1000 Seelen etwa 6 Quadratmeilen bedurften, so lange das Land ganz roh war. Auf 600 Quadratmeilen zwischen Thüringer Wald, Erzgebirge, Havel und Unterharz konnten also 100 000 Menschen leben. Nachdem sie aber Wälder niedergebraunt, geraume Weiden geschaffen und etwas Ackerbau eingerichtet hatten, konnten sie bis auf das Doppelte, im äussersten Fall vielleicht bis zu 300 000 Seelen anwachsen. Unsere heutige Bevölkerung vermag sich in 100 Jahren zu verdreifachen. Damals wird die Sterblichkeit der Kinder und Alten grösser gewesen sein. Aber einmal musste sich der Raum füllen und die Auswanderung beginnen.

Dafür haben wir auch sprechende Zeugnisse, Zeugnisse, welche deutlich beweisen, wie bestimmt und wie lange die Saalegegenden der Ursprung und das Herz des alten Deutschlands geblieben sind.

Tacitus erzählt uns, dass hier die Semnonen wohnten, die sich für das älteste und edelste Volk der Sueven erklärten, was durch heilige Gebräuche beglaubigt werde. Alle Völker von gleichem Blute schickten Gesandtschaften hierher zu Menschenopfern in einem heiligen Haine, deren Feierlichkeit dahin deute, dass hier die Wiege des Volkes, hier der Herrscher des Weltalls, Gott, alles Andere unterwürfig und gehorsam sei.

Aber diese Wiege des Volkes wird auch durch die Landschaftsnamen bestätigt, deren sicheres, dauerndes Festhalten eine besondere, durch das Bedürfnis der Orientierung geforderte Eigentümlichkeit des Nomadenlebens ist.

Am Osthärz im Mansfeldischen liegt die etwa 18 Quadratmeilen

grosse Landschaft Frisonofeld. Die Frisen aber müssen nach ihrer Stellung an der Nordseeküste als der deutsche Stamm angesehen werden, der am frühesten und weitesten seine überschiessende Jugend fortsetzte. Am Nordharz findet sich der Amrigau, und den Frisen benachbart an der Hunte das Ammerland. An der Heinleite und Schmücke zieht sich Engili hin, an der Trave und Eider aber wohnten die Angeln. Zwischen Saale und Pleisse lag Warenofeld, die Warnen aber erscheinen an der Warnow in Mecklenburg und im Warnegau am Main. An der Untersaale breitete sich der Hassagau aus, von dem weniger sicher, aber wahrscheinlich ist, dass sein Name mit den Chatthen zusammenhängt. Auch andere Stammnamen weisen nach ihrem entgegengesetzten Auftreten auf den Ausgang vom Semnonenlande. So sind die Juthungen, welche ausdrücklich als suevische Ziuvaren bezeichnet werden, in Jütland und in Schwaben bezeugt, die Sedusi in Schleswig und bei Ariovist, die Haruden ebenso bei Ariovist und in Norwegen. Auch mehrere solcher Wanderungen lassen sich bestimmt datiren. Schon vor 320 v. Chr., vor Pytheas Zeit, liegt die Ankunft der meisten Ingvaeonischen Stämme an die Nordseeküste. Livius erwähnt zum Jahre 218 halbgermanische Stämme in den Penninischen Alpen, welche Hannibal Hilfe leisteten, möglicherweise die Hermunduli des Cincius. 180 ziehen die Bastarnen nach Ungarn, um 150 die Eburonen und ihre Nachbarn an die Maas, 113 Cimbern und Teutonen, die nicht an der Nordsee, sondern in Böhmen und Süddeutschland erscheinen, nach der Donau und Rhone. Etwa gleichzeitig sind die Bataven zu setzen. 70 kennen wir die verschiedenen Suevenstämme Ariovists, 37 Ubier und im Osten Quaden, 8 v. Chr. Sigambern, Hermunduren und Alemannen. Daraus ergeben sich nahezu 30jährige Fristen für das Eintreten solcher Auszüge aus dem Innern Deutschlands. Sie sind durch die Kleinheit des Gebietes und das den Römern wohlbekannte starke Anwachsen der Bevölkerung völlig erklärt. Aber ihre Wiederholung begründet zugleich die Überzeugung, dass diese Quelle nicht versiegte, dass die Mutterstämme dieser fortwandernden Volksmassen vielmehr in der alten Heimat dauernd und so lange sitzen blieben, als nicht unwiderstehliche Ereignisse sie zwangen, dieselbe völlig preiszugeben. Es wird also die weitere Frage zu untersuchen sein, ob sich an der Saale solche eingreifende Veränderungen feststellen lassen, und welche Folgen sie für die dortige Bevölkerung gehabt haben.

In der uralten Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung der linksseitigen Saalegegenden lässt sich kein erheblicher Wechsel vermuten, welcher für deren Stammescharakter und volkstümliche Sitte und Anschauung von wesentlichem Einflusse geworden sein könnte. Ein tiefer und bleibender Eingriff aber geschah durch die Festsetzung der Slaven längs des rechten Saaleufers und im fränkischen Quellgebiet der Saale.

Caesar berichtet uns von einer 120 Meilen langen Ostgrenze der

Sueven, welche zu verteidigen und öde zu erhalten ihr Stolz sei. Diese Grenze ist uns nicht unbekannt. Sie zog von der Reckenitzmündung durch Sumpfe zur Oder, dann durch die Heiden der Neisse und des Bobers zum Riesengebirge und führte längs der Urwälder der Sudeten bis zum Jablunkapass. Diese Grenze hat nie ein ostgermanisches Volk überschritten. Die Gothen, Burgunden, Vandalen, Rugen zogen, als sie ihre Länder räumten, nach Ungarn hin und machten den Slaven Platz, welche Tacitus in Russland und Galizien kennt. Der erste, der die Suevengrenze durchbrach, war Attila, dessen Hunnenschwärme, soweit man erkennen kann, auch durch Schlesien und Thüringen gegangen sind, und den Slaven den Westen geöffnet haben.

Das erste Erscheinen der Slaven nahe der Saale scheint mit dem Falle des Thüringischen Reiches 531 zusammenzuhängen. Die Sachsen erhielten damals das Land nördlich der Unstrut, konnten es aber nicht völlig besetzen und nahmen deshalb Ansiedler auf. Es findet sich hier, wahrscheinlich aus dieser Veranlassung, nördlich der Unstrut an der Helme die Landschaft Winidon, d. h. Wenden, deren Dörfer fast ausschliesslich in slavischer Form angelegt sind. Mindestens 568 aber müssen die Slaven an der Saale übermächtig geworden sein, denn als Sigebert I von Austrasien 565 in der Nähe der Saale von den Awaren geschlagen und nur durch Verträge seines Schwagers Alboin geschützt worden war, nahm er 568 die Nordschwaben von der rechten Elbseite auf die linke an die Selke herüber.

Seitdem gab der stete Kampf zwischen Sachsen und Franken die Länder östlich der Elbe und Saale den Slaven Preis. Seit Samo begannen deren Einfälle auch westlich der Saale. 628 versprachen die Sachsen Dagobert I. das Land gegen die Wenden zu verteidigen, wenn er ihnen den fränkischen Tribut erlassee. Nur mit der grössten Anstrengung vermochte der 630 zum Herzog eingesetzte Radulf Thüringen gegen die wiederholten, bis tief nach Deutschland eindringenden Raubzüge zu verteidigen. Durch zwei Jahrhunderte bis auf Karl den Grossen dauern diese Kämpfe um die Saalegrenze fort. Die Ebene zwischen Saale und Elbe wurde dicht mit slavischen Ansiedelungen besetzt. Wahrscheinlich wirkte auch dabei die Wichtigkeit des Salzes von Halle. Karl der Große besiegte die Wenden zwar mehrmals und erhielt ihre Huldigung, aber er benutzte auch ihre Unterstützung in den Sachsenkriegen, liess zu, dass sie sich in der Altmark und im Wendlande weiter ausbreiteten, trat ihnen sogar Polabien ab und entschloss sich endlich, 805 den sogenannten Limes sorabicus zu ziehen.

Dies war die Festsetzung einer Grenzlinie, welche von Lorch an der Donau über Regensburg, Bremberg, Forchheim, Erfurt nach Magdeburg, Chesa und Bardowiek gelegt war, und an der Delvenau, oberen Trave und Schwentine nach der Kieler Förde weiter führte. Sie grenzte das deutsche Reich gegen die Slaven so ab, dass nur in den benannten Städten

Verkehr und Handel getrieben werden durfte, die Kaufleute aber weder hinüber noch herüber gehen sollten, und die Ausfuhr der Waffen ganz verboten war. Diese Grenze beschränkte Deutschland auf seinen geringsten Umfang und erkannte den Besitz der Slaven rechts der Saale und im fränkischen Saalegebiete oberhalb Saalfeld an.

Auf diesem gesamten Gebiete vertilgten die Slaven völlig alle bisherige Kultur der Deutschen. Die alten volkstümlichen deutschen Dörfer charakterisieren sich durch eine sehr unregelmässige, haufenartig in einander gedrängte Lage der Gehöfte ohne irgend ersichtlichen Plan und durch eine Einteilung der Felder in zahlreiche nach der Bodenverschiedenheit abgegrenzte Abschnitte, in deren jedem jeder Bauerhof seinen gleichen ungefähr einen Morgen grossen Anteil erhielt. Die Slaven dagegen legten ihre Gehöfte entweder fächerförmig um einen nur an einer Stelle zugänglichen runden Platz, oder in gleichmässiger Strasse nebeneinander, längs eines ziemlich breiten Angers an. Ihre Äcker aber bestellten sie in einer oder mehreren kommunistischen Genossenschaften mit einem leichten Haken kreuz und quer. Daher konnten sie die auf den Pflug berechneten Ackerstreifen der Deutschen nicht benutzen. Sie bildeten auch nach einem Fragment aus der Karolinger-Zeit zahlreiche civitates von 3 bis 4 Quadrat-Meilen Umfang. In jeder derselben bestand ein fester Platz, den ein Häuptling inne hatte, und der allen zur Zuflucht dienen sollte, obwohl auch ihre Dörfer zur Verteidigung eingerichtet waren. Die ganze Gegend musste also ein verändertes Ansehen annehmen.

Sicher sehr gegen seinen Wunsch sah sich Karl der Grosse noch in demselben Jahre 805 genötigt, statt des beabsichtigten Friedenszustandes mit drei Heeren in Böhmen einzufallen. Dabei wurden in den Saalegegenden Oberfrankens die Redanzslaven, welche bis an die Itz und Rezat sassen, unterworfen und an deutsche Ritter vergeben. Die Saale-slaven griff er nicht an, sondern gründete gegen sie die thüringische Mark, von der aus die duces limitis sorabici, Thakulf seit 849 und Radulf seit 875, mehr und mehr im Saalfeldischen Fortschritte machten. Entscheidend aber wurde erst die Einsetzung des Herzogs von Sachsen Otto's des Erlauchten 908 in die thüringische Mark, in der sich auch Heinrich I. gegen König Konrad I. von Franken behauptete. Er wie sein Vater erfassten im vollen Massse die Aufgabe, die Saale an der Elbe und dem Erzgebirge zu verteidigen, und deshalb den gesamten Abschnitt Obersachsens zu erobern. Diese Eroberung wurde durchgeführt, obwohl die Ungarn jeder Unternehmung schwere Hindernisse bereiteten. Als sie 924 Magdeburg zerstört hatten, schloss er mit ihnen einen 9jährigen Waffenstillstand und befestigte Meissen und eine grosse Anzahl der bis dahin offenen Orte an der Saale. Diese Schutzwehren bewährten sich 933 völlig. Otto I. setzte 940 über das Gebiet zwischen Halle und Elbe und über das gewonnene Vorland der Elbe in der Lausitz Gero als Markgraf ein, 955 aber gelobte

er auf dem Lechfelde die Gründung von Bistümern und erlangte 962 vom Pabste Zustimmung zur Stiftung eines Erzbistums Magdeburg, welchem die Bistümer Meissen, Merseburg und das später nach Naumburg verlegte Zeitz unterstellt wurden.

Dieses sächsische Land war über den Frankenwald, das Fichtelgebirge und das Erzgebirge schwer zugänglich und kaum angreifbar. An der Elbe um Meissen aber tobten alle die Kämpfe mit Polen und Böhmen, welche erst durch die Überlassung der Oberlausitz an Böhmen zur Ruhe kamen. Im Innern des Landes hören wir zwar von dem Widerstande der Slaven gegen die Kirche; die politische Herrschaft der Deutschen aber blieb unangefochten, und das Land schritt ersichtlich in der Germanisierung fort.

Die Art aber, wie diese Germanisierung stattfand, hat bemerkenswerte Eigentümlichkeiten. Es scheint als sei schon bei der Eroberung der Kampf im wesentlichen nur gegen den wendischen Adel geführt worden. Dass ein solcher vorhanden war, erkennen wir aus den urkundlichen Angaben über wenige Familien, die sich erhielten. Aber bis auf diese sehr geringe Zahl ist er verschwunden. An seine Stelle ist die zahlreiche deutsche Ritterschaft getreten, welche überall durch ihre Namen deutlich bekundet wird. Es sind auch die Städte fast durchweg durch deutsche Kaufleute, Handwerker und Bergleute bewohnt.

Unter den Bauernschaften aber erweist sich ein Unterschied, der fast ganz mit der Scheidung des Gebirgslandes von den Ebenen zusammenfällt. Das gesamte, mehr als die Hälfte Obersachsens einnehmende Bergland ist in geschlossenem Zusammenhange völlig deutsch besiedelt. Es lässt sich nachweisen, dass diese Ansiedelung schon im 9. Jahrhundert begonnen und sich fort dauernd weiter ausgedehnt hat. Sie ist nicht bloss durch die deutsche Bevölkerung und die deutschen Namen erkennbar, sondern auch durch die Anlagen selbst. Es sind sämtlich Waldrodungen, in welchen Hufe neben Hufe als geschlossene Güter aneinander gereiht wurden. Jedes dieser Hufengüter nimmt einen einzigen grossen Streifen von etwa 30 ha Fläche vom Thale ausgehend bis zur äussersten Flurgrenze auf den Wasserscheiden der Bergrücken ein. Die Generalstabskarte lässt sie deutlich erkennen.

Dagegen ist in den Ebenen, welche in der Slavenzeit ausschliesslich bewohnt waren, die slavische Bevölkerung offenbar in einer Weise geschont und erhalten worden, wie es wohl kaum in einem der anderen kolonisierten Slavenländer geschehen ist.

Es ergiebt sich dies schon daraus, dass erst 1298 der Fürst von Anhalt und der Probst von Nienburg gemeinsam die wendische Sprache in den Gerichten aufhoben, und Leipzig sie erst 1327 als Gerichtssprache abschaffte, dass sie aber in den Ortschaften und Familien noch lange ge-

sprochen" wurde und in der Ober- und Niederlausitz noch heut in grosser Ausbreitung Umgangs- und Predigtsprache ist.

Besonders bedeutsam aber sind die persönlichen Rechtsverhältnisse der ländlichen Bevölkerung.

Allerdings haben die deutschen Grundherrn tief in die Dorfverfassung eingegriffen. Sie haben oft zwei der kleinen Dörfer zu einem zusammengezogen, und die Ackerflur zu deutscher Pflugarbeit in Gewanne eingerichtet, auch jedem Bauer eine oder mehrere Hufen von gleicher Grösse und gleichen Lasten zugewiesen. Aber die persönliche Stellung der Insassen ist durchaus slavisch.

Zwei Urkunden von 1122 und 1181 lehren, dass auch in dieser späten Zeit die bäuerliche Bevölkerung, sowohl im Meissenschen als in Saalfeld nach fünf Abstufungen ihres Rechtes in Supane, Vicazen, Smurden, Lazzen oder Censuales und Heyen oder Proprii unterschieden wurde, d. h. in Vorsteher oder Ältesten, als Reiter Dienende, zu täglichen Ackerdiensten Verpflichtete, gegen Zins sitzende Lassiten und Leibeigene.

Von denselben sind nun Supane oder Starosten, die uns von den Südslaven in Kroatien und Montenegro sehr wohl bekannten Vorsteher der kommunistisch lebenden Hausgenossenschaften und die höheren über mehreren Hauskommunionen als Dorfälteste und Richter stehenden Leiter, ebenso auch wieder die ihrem Ansehen nach über der civitas mit allen zu ihr gehörigen Dörfern stehenden Anführer und Richter.

Das Amt Meissen umfasste im 14. Jahrhundert 210 Dörfer und zerfiel in 15 Supaneien oder Gerichtsbezirke. In denselben hatten die Supane das slavische Gerichtskorn Zips einzuziehen und abzuliefern. 1334 sind in einem Meissener Dörferverzeichnis die grössere Anzahl der Dörfer als unter Supanen stehend bezeichnet. Dieselben waren Vorsteher und Landdingschöffen, welche dreimal im Jahre zum Gericht kommen mussten, wie 1276 und 1428 übereinstimmend bekundet wird. Noch 1553 hatten sie ihre Güter nicht zu Lehn, sondern zu Erbeigen, ein volkstümliches slavisches Rechtsverhältnis, welches als Dzedzine, vom Grossvater her, bezeichnet wird, und aus verschiedenen Urkunden Schlesiens und Böhmens bekannt ist.

Vicaz (vitjaz) bedeutet slavisch Krieger und wird auch in deutschen Urkunden mit slavonici milites, auch als Knechte, d. h. Knappen, übersetzt. Sie sind Lehnbauern, aber ebenfalls Ortsvorsteher, wie die Supane. Die Dörfer, welche nach dem gedachten Verzeichnis von 1334 nicht unter Supanen stehen, stehen unter Vicazen und zwar, wie gesagt wird, sub rusticis, qui dicuntur Vitsezen. Ihr Reiterdienst und die Bezeichnung milites, Knechte, erweckt die Vermutung, dass sie die Reste des alten Wendenadels sind, der zwar durch die deutsche Besitznahme in bäuerliche Hörigkeit herabgedrückt, im übrigen aber in dem Besitze seiner in alter

Zeit überall kleinen eigenen Wirtschaften und der Vorsteherschaft über seine früheren Dorfinsassen belassen worden ist.

Smurden von smrd, Gestank, Kot, ist eine in allen Slavenländern übliche Bezeichnung für die eigentlichen Bauern. Sie werden in Sachsen 1040 als aldiones smurdi, also als im Besitz belassene Bauern bezeichnet. Smordthufen sind häufig erwähnt, noch 1576 sagt eine Urkunde: Smordthufen, worauf die Pauren wohnen. Die obengedachte Urkunde von 1181 schreibt vor, dass die Smurden nicht mehr zu Gericht kommen sollen, sondern wenn sie nicht gerufen werden, besser zu Hause bleiben.

Die Lazzen stimmen anscheinend mit den bis zur neuesten Zeit in der Lausitz weit verbreiteten Lassiten überein. Diese sind gutshörige Bauern, die ihre bäuerlichen oder kleinere Stellen gegen Zins, aber nicht erblich haben, so dass sie ihnen auch entzogen werden können.

Die Heyen sind Leibeigene. Der Ausdruck scheint aus Westfalen übertragen. Es wird von Slavisten in Abrede gestellt, dass die Slaven ursprünglich Leibeigenschaft gekannt hätten und angegeben, dass sich wenigstens jeder in Knechtschaft Verfallene in gewisser Zeit habe freikaufen können. Änderungen gegen dieses Recht könnten zwar durch die stattgehabte deutsche Eroberung erklärlich scheinen. Indess verdient Beachtung, dass die allerdings gefälschten und erst dem 11. Jahrhundert angehörigen angeblichen Urkunden Ottos I. von 965 und Johannis XIII. von 968 von der Zehntpflicht einer rätselhaften Einnahme sprechen, quod Teutonici dicunt ouarcapunga et talunga familiarum, worin bei der ausdrücklichen Bedeutung von familia ein solcher Loskauf liegen könnte.

Wie dem aber auch sei, diese Klassifizierung der Bauernschaften in den Ebenen zeigt, dass deutsche Anschauungen hier gar keinen Platz gegriffen haben, sondern dass sich die volkstümlichen Gedanken der Hauskommunionen in überraschender Weise in den persönlichen Verhältnissen der Landbevölkerung erhalten haben, obwohl die Beziehungen zu ihren Gütern nach der deutschen Hufenverfassung umgestaltet wurden.

Diese Erinnerung ist um so bedeutsamer, als sie in ältere und ursprünglichere Verhältnisse zurückgeht, als irgend eine andere bekannte. Es ist möglich, dass die festen Ansiedelungen in Böhmen früher bestanden, als an der Saale. Nach Kroatien und Montenegro aber, wo der Urtypus der slavischen Hauskommunion hergenommen wird, wurden die Slaven erst 630 vom oströmischen Kaiser Heraclius berufen und setzten sich um 650 auf altes römisches Kulturland fest, welches auch, nach der Verschiedenartigkeit ihrer dortigen Anlagen zu schliessen, nicht ganz ohne Einfluss auf dieselben geblieben ist. —

Blicken wir auf das Ergebnis unserer Betrachtungen zurück, so ist wohl überzeugend, dass wir uns in den Saalegegenden an einem für die deutsche Landeskunde überaus bedeutsamen Punkte befinden. Es ist hier

die erste Stätte und der Ausgangspunkt der Westgermanen und zugleich für die Slaven das älteste bekannte Hervortreten ihrer volkstümlichen Sitten.

Beide Nationalitäten stehen sich also an der Saale auf engem Raum von früher Zeit gegenüber und sind beide hier noch bis zur Gegenwart in ihren Nachkommen lebendig erhalten. Den Zwischenraum, der das Altertum von unserer heutigen Beobachtung trennt, sieht die Volkskunde nicht als eine völlig dunkle Kluft an. Wenn wir von den zerfallenen Dächern der Burgen an der Saale Strand singen, ist uns froh bewusst, dass die Zeit ihrer Blüte wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns liegt, wenn wir darin nur lesen wollen. Und wenn der Pfad weiter zurück auch unsicherer wird, er lockt uns immer höher hinauf. Gewisse Züge des Volkscharakters, der Sitte und der Lebensanschauung sind ebenso bleibend, wie die der Sprache und der Körpergestalt.

Von diesen Spuren uns nichts entgehen zu lassen, ist unser Wunsch und unser Zweck. Wenden wir deshalb alle, darum bitten wir hier, unser Auge den Einzelheiten der thatsächlichen Erscheinungen zu, in denen der aufmerksame, liebevolle Beobachter glückliche Funde machen kann. Als Verein aber wollen wir ernstlich bemüht sein, für dieses mannichfaltige Sonderstreben lokaler Forschung das Verständnis des inneren Zusammenhangs aufrecht zu erhalten.

Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungsmittel.

Von Dr. Carl Bolle.

Bei der grossen Neigung zum Paradoxen, welche unter den Gelehrten vorwaltet, erscheint als bemerkenswert, dass es in der Gegenwart unter ihnen nur einen gegeben hat, der die Angaben über das Eichelessen der Urvölker für fabelhaft zu erklären wagte. Gegenüber den so zahlreichen Zeugnissen, allein schon des Altertums, war dies ein etwas starkes Stück. Wer indes den Vorzug hatte, den vortrefflichen Botaniker und Dendrologen K. Koch, von dem obige Meinungsäusserung ausgegangen war, näher zu kennen und sich mit seinem Gedankengange vertraut zu machen, den wird das Gebahren desselben auch in diesem Falle nicht besonders wunder nehmen.

Hat Professor Koch nicht etwa unter anderem unserem Erdteil die

Heimatsberechtigung wilder Obstbäume vollkommen abgesprochen, ja selbst, der Evidenz zum Trotz, unserem Deutschland nicht einmal das doch durch den Augenschein leicht erwiesene Indigenat der Johannis- und Stachelbeere zugestehen wollen? Hat er ja doch die Heimat der ganz Westeuropa mit ihrem glänzenden Immiergrün erfüllenden Stechpalme auf den Kaukasus zu beschränken versucht und dieselbe für Westfalen mit den Worten geleugnet: *Ilex* ist keine Sumpfpflanze; *Varus* aber bekanntlich mit seinen Legionen im Morast des Teutoburger Waldes stecken geblieben; folglich kann *Ilex* dort nicht als wildwachsend gedacht werden.

Diese Beispiele liessen sich durch noch drastischere erweitern. Es ging eben Koch mit obengenannten Gewächsen ähnlich wie Herrn V. Hahn mit Myrte, Lorbeer und Oleander, ureigenen Erzeugnissen der Mittelmeerflora, die dieser dennoch und zwar für das öffentliche Urteil nicht ganz erfolglos, aus ihren Stammsitzen zu verweisen angestrebt hat.

Was dem sonst so verdienstvollen K. Koch zur Entschuldigung dienen mag, ist allein, dass der Horizont des sogenannten nördlichen Orients, seines Reisegebiets, auch seinen geistigen Gesichtskreis dergestalt begrenzte, dass vieles darüber Hinausgehende ihm fremd und unsympathisch geblieben war. Da nun der Kaukasus, die Krim, das pontische Gebirge und Armenien, in welchen Ländern er sich ausschliesslich bewegt hatte, weder essbare, noch gegessene Eicheln darboten, so verfiel er in den Irrtum, es seien solche nirgends und niemals vom Menschen zur Speise benutzt worden.

Dem, der annehmen wollte, Kastanien, Wall- und Haselnüsse seien allein jene primitive Kost gewesen, diene zur Erwiederung, dass, abgesehen vom Geschmack, schon die äussere Form dieser Früchte hinreicht, sie von den Eicheln scharf zu sondern. Nicht des Botanikers bedarf es hierzu. Die Auffassung durch die Sinne des einfachsten Naturmenschen, des Kindes, des Wilden, genügt um jedweder verwirrenden Verwechslung vorzubeugen. Schon die zur Benennung dienenden grundverschiedenen und sich nur selten miteinander mengenden Vokabeln sprechen hierfür.

Noch überzeugender aber reden Thatsachen. In den verschiedensten Ländern, wo die Eiche in der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer specifischen Erscheinung als Waldbaum auftritt, liefern zwar lange nicht alle, dennoch aber nicht wenige Arten derselben essbare Frucht. Des allzustarken Tanningehaltes der häufigeren, herberen Sorten entbehrend, empfehlen sich ihre Eicheln dem Genuss durch Süsse und Mehlgehalt. Man verspeist sie entweder roh oder häufiger noch geröstet; oft auch mengt man sie gemahlen dem Brote bei. Dergestalt spielen Eicheln, sei es als Zukost, sei es zeitweilig als Hauptnahrung, wie in ferner Vorzeit, so noch jetzt hier und da eine nicht unbedeutende Rolle in der menschlichen Ökonomie.

Wer jemals einen der fruchtbefüllten Riesenbäume aufmerksam betrachtet, wer dem prasselnden Geräusch, mit dem, vom Herbstwind gefegt,

die Eicheln herabregnen, gelauscht hat, dem wird die Eiche als ein Sinnbild des Überflusses erschienen sein; so reichlich deckt sich der Tisch auf und unter ihr. Zwar ist die Ergiebigkeit der Mast den Jahren nach ungleich und gewöhnlich eine alternierende. Tritt sie indes ein, für welches Tiergewimmel wird sie dann nicht zur Nahrungsquelle! Unter den Quadrupeden das Schwein in erster Linie, alles Wild des Hirschgeschlechts, Ziege, Dachs und Bär, sowie zahlreiche Nager, das Eichhorn an ihrer Spitze. Unter den Vögeln der Häher, die Wildtauben, Fasane, Truthühner und Enten. Alle diese schmausen unter vom Spätherbst gebräuntem Eichenlaub an reichbesetzter Tafel, der Qualität der Frucht nach meist wahllos und gern zufrieden mit dem was sich ihnen zum Zugreifen darbietet. Nur dem ja auch die Trüffel suchenden Schweine wird hierbei grössere Gourmandise zugeschrieben. Es soll süsse vor herben Eicheln trefflich herauszufinden wissen.

Noch wählerischer, brauchen wir lieber das gute plattdeutsche Wort, noch kiesätiger ist der Mensch. Er hält sich an die Elite der Eichenfrucht und hat sich von jeher wohl dabei befunden. Die Natur war es, die ihm in seinen frühesten Anfängen, an bevorzugter Stätte, diese Speise in den Schoss schüttete. Es bedurfte bei ihr keiner Überlegung, kaum der Zubereitung; einzige nur des Auflesens und Sammelns. Im Spätherbst, wenn anderes Wildobst zu Ende ging, kam die Eichelernte gelegen. Mochte es immerhin eine derbe und rohe Kost sein, sie fand keinen verwöhnten Gaumen. Mochte es eine harte Kost sein, sie ging durch eine Mühle von Zähnen, gewöhnt, die starken Markknochen des Wildes zu zermalmen. Ausserdem, mochten dem prähistorischen und carnivoren Menschen seine reichen Jagdgründe noch so unerschöpfliche Vorräte an Fleisch, Blut und Fett liefern, das Bedürfnis nach vegetabiler Speise liess sich nicht ganz abweisen. Wie willkommen musste da die Mast sein, die bei nur geringer Vorsicht sich bis zu einer Winterzeit aufbewahren liess, wo Beeren, Pilze und Wurzeln den Dienst versagten.

In der dem Bären abgerungenen Höhle des Jurakalks, deren Wände noch tief unten im Süden das eingeritzte Bild des Renntiers tragen, mögen in nebelgrauer Urzeit halbinstinktmässig aufgespeicherte Vorräte von Eicheln, neben Bucheckern und Haselnüssen haufenweis gelagert haben. Härtere Substanz hat die Schalen der letzteren in Ablagerungen da erhalten, wo die vergängliche Bildung der Eicheln und ihrer Becher der Einwirkung von Zeit und Witterung, selbst in Erde eingebettet, nicht zu widerstehen vermochte.

Also Eichelkost überall da, wo das Getreide, dem frühen Menschen unbekannt, sie noch nicht entbehrlieb gemacht hat; durch Fürsorge der Natur diese Diät dem Menschen im Süden, der alles reift und verfeinert, anmutender dargeboten als im rauen Norden; Eichelkost die erste Stillung des Hungers innerhalb der gemässigten Zone. In jener altersgrauen Däm-

merung, die den Übergang aus der Prähistorie zur Geschichte bildet, sehen wir das Pelasgervolk, zu einer Epoche, wo Hüttenbau erst begann, sich von Eicheln nähren; wenig später die Arkadier, welche in der Eiche den zuerst von den Göttern geschaffenen Baum erblickten, zur gleichen Kost greifen. Man will wissen, die allerersten Eicheln seien an den Ufern des Achelous verspeist worden, was indes doch sicher weit über menschliche Kenntnisnahme hinausgeht.

Welch ein weiter Sprung aus dem Urzustande in eine aufs Höchste verfeinerte Civilisation hinein! aber Ovid thut ihn, ohne in der Annahme einer Kontinuität zu sündigen, wenn er von einer Schäferin, die wir uns fast à la Watteau arkadisch vorstellen dürfen, ausruft:

Nec glandes Amarylli tuae nec amygdala desunt.

Freilich knabbert die Zierliche hier, neben ihren Eicheln, auch schon süsse Mandeln. Der Wendepunkt, wo die Eichelmast aufhörte, Hauptnahrung zu sein, wird bei den Griechen mit dem Auftreten der Ackerbau lehrenden Demeter in Verbindung gesetzt. Korn war an die Stelle der Wildkost, bald auch Wein an die des Wassers getreten. Galt indes dieses nicht vielleicht allein für civilisirtere Gebiete? Der Ziegenhirt Arkadiens oder der Pindusberge wird schwerlich, dem Ceresdienst zu Liebe, althergebrachte Gewohnheit plötzlich aufgegeben haben.

Dass bei den Italern Eichelkost im Schwange ging, beweist schon der Name einer bei ihnen heimischen Eichenart: *Aesculus*, ein Ausdruck, den Linné etwas willkürlich auf eine ganz andere Baumgruppe, auf die der Rosskastanien, übertragen hat. Ursprünglich bezeichnete er die Speiseeiche, eine laubabwerfende Quercusart mit nahrhafter Frucht, die sich noch heut, wenn auch nicht ganz ohne tastende Unsicherheit, herausfinden lässt. Alte, sich mit der Mast beschäftigende römische Gesetze lassen es in Zweifel, ob sie nicht mehr des Borstenviehs als des Eicheln sammelnden Menschen halber, gegeben wurden. Dass indes letzterer, namentlich der ärmere, kaum erst sesshaft gewordene Landmann dabei mit in Betracht gezogen sei, bedarf wohl schwerlich der Bejahung, wenn auch sehr viel später Plinius nur hispanische Eicheln als Tafelfrucht mehr namhaft macht.

Die oft besprochene Eichelesserei der Germanen entbehrt dagegen jedes klassischen Zeugnisses. Tacitus redet zwar von *agrestia poma*, aber darin erkennen wir ausschliesslich das Wildobst, die Holzäpfel, Knödelbirnen und Elsbeeren des altdeutschen Waldes, nicht die Eichelmast, welche wohl nur in einer Metamorphose, als durch sie fettgemachtes Schweinefleisch, den Appetit unserer Vorfahren, die wir uns, wie die Helden Homers, mehr carnivor vorstellen, gereizt haben dürfte. Wahrscheinlich haben dieselben aber auch Erd-, Heidel- und Brombeeren, Haselnüsse und Bucheckern daneben nicht ganz verachtet.

Ausnahme hiervon scheinen die in Britannien ansässig gewordenen Angelsachsen gemacht zu haben. Schweine und Menschen erlaubten sich

hier an der gleichen Frucht, wenn wir Burnet, einem durch Loudon citirten Gewährsmann, Glauben schenken wollen. Derselbe sagt: So wenig wir jetzt mit unserem Unterhalt auf die Früchte des Waldes angewiesen sind, dagegen nur den Holzwert hochschätzen, so war doch früher das Gegenteil der Fall. *Oak-corn*, Eichenkorn, *accern* oder *acorns*, bildeten vor Jahrhunderten eine für Mensch und Vieh gleich wichtige Nahrungsquelle.

Gegenwärtig kommen in Deutschland Eicheln wohl nur in Form eines Kaffeesurrogats in Gebrauch, werden indes zu diesem Behufe selbst um Berlin noch regelmässig gesammelt. Professor Virchow hat übrigens am Laacher See Eicheln heimischer Art gekostet, die er süß und schmackhaft genug fand, um mehrere davon wohl geniessen zu können.

Wie es hiermit in anderen Ländern steht, werden wir jetzt ins Auge zu fassen haben. Wir gehen von Eichen und Eicheln im allgemeinen zu jenen specifischen Bildungen über, die besser schmeckende Frucht tragen als unsere. Zur Aufgabe stellen wir uns, alle bekannt gewordenen Eichen in Betracht zu ziehen, welche derartiges liefern. Dieselben gehören fast ausnahmslos der wärmeren gemässigten Zone beider Hemisphären an.

Das Mittelmeergebiet behauptet auch nach dieser Richtung hin den Vorzug vor den nördlicher gelegenen Ländern Europas. Auf allen vier grossen Halbinseln, die es nordwärts umgrenzen, wie in dem gegenüber gelegenen Afrika, wachsen Eichen der genannten Kategorie. Wir beginnen mit Spanien, auf welches von unserem Gesichtspunkt aus Professor Virchow vor einigen Jahren aus eigener Anschauung aufmerksam gemacht hat.

Welche Aufgabe könnte angenehmer sein als diejenige, die Beobachtungen und Erwägungen einer so hervorragenden ethnographischen Kapazität durch eine kleine Reihe mehr botanischer Thatsachen in etwas vervollständigen zu dürfen?

Die Speiseeiche der iberischen Halbinsel ist *Quercus Ballota* Desf., eine der immergrünen Steineiche (*Q. Ilex* L.) äusserst nah verwandte Species, die mit *Q. Gramuntia* L. so ziemlich zusammenfallen dürfte. Es ist mithin in uns vertrauter spanischer Redeweise eine *Encina*, im Gegensatz zu den *Robles*, d. h. den blattabwerfenden Eichen. Sie tritt gleicherweise in den Atlasländern von Nordafrika auf. Diessen seit des Meeres reicht sie quer durch die Peninsula von Portugal bis zu den Balearen. Zwar hauptsächlich der warmen Region angehörig und in heissester Sonnenglut die süssesten Früchte reifend, zeigt sie sich dennoch klimatisch nicht allzu weichlich, indem sie den Aufstieg in die Sierras nicht scheut und auf der kastilischen Hochebene noch da gedeiht, wo die Olive dem Frost unterliegt. Ihre ausgedehntesten Bestände finden sich in der Sierra Morena und in dem mittelbar iherthalben durch die Vorzüglichkeit seiner Schinken

und Würste bekannten Estremadura. Die geschätztesten Früchte dürfte sie in der Mancha erzeugen.

Dies ist der Baum, von dem die Alten so lieblich fabelten, er überhänge die jetzt kahlen Küstenfelsen des bätischen Hispaniens in solcher Menge, dass seine köstliche Frucht die Heerden gewaltiger Thunfische auf ihrem Zuge vom Ocean ins Mittelmeer fett mache.

Unter den Eicheln übertrifft unbedingt diese an Wohlgeschmack wohl alle übrigen. Es ist eben die *Bellota* (vom arabischen *Balut*) oder Eichel par excellence. An Süßigkeit und Mürbe wetteifert sie mit der Edelkastanie, die bekanntlich roh nicht genossen werden kann. Die Bellota wird dagegen sowohl roh wie geröstet verspeist; man lässt sie aber gern eine Zeit lang lagern, um ihr gänzlich den anfangs doch etwas vorhandenen Tanningeschmack zu bemeinden. Man geniesst sie trotz ihrer Häufigkeit in den besten Häusern, wo sie entweder als Nachtisch erscheint oder bei den abendlichen Tertulias gereicht wird. Als Marktfrucht figurirt sie nicht nur zu Lissabon und in den andalusischen Städten, sondern wohl an den meisten grösseren Orten Spaniens. Ich habe sie sogar in dieser Eigenschaft in London feilbieten sehen. Vielleicht dauert es nicht lange mehr bis sie auch hier in Berlin gleicher Ehre teilhaftig wird.

In der schönen Litteratur haben die Bellotas sich längst einen Platz gesichert. Garcilaso de la Vega nennt sie die süssesten der Süssen. Bei Cervantes treten sie in jener reizenden Episode auf, wo die naive Therese, Sancho Pansas Gattin, der Herzogin auf deren Verlangen ein Geschenk damit macht. Ein Paar Dutzend nur waren verlangt worden.

In einem Briefe schreibt Therese Pansa an die Herzogin: „Es thut mir so leid, wie mir nur etwas leid thun kann, dass es in diesem Jahr in unserem Dorfe keine Bellotas gegeben hat. Dennoch schicke ich Ew. Hoheit etwas mehr als eine halbe Metze davon. Ich habe sie, eine nach der anderen, im Walde ausgesucht und gesammelt; grösser konnte ich sie nicht finden. Ich wollte sie wären so gross wie Strausseneier!“

Ebenso ist in der berühmten und oft citierten Ansprache, die Don Quijote über das goldene Zeitalter vor den Ziegenhirten hielt, von Speiseeicheln die Rede: „Niemand brauchte damals für seinen täglichen Unterhalt andere Arbeit zu verrichten, als die Hand auszustrecken und sein Essen von jenen mächtigen Encinas zu pflücken, welche alle freigebig zu ihrer süßen und reifen Frucht einluden.“

In Italien erkennen wir den Aesculus der Alten wohl am füglichsten in der *Quercus Farnetto* des Tenore wieder, die unter dem Namen *Q. conferta*, Kit. auch in Slavonien und Serbien auftritt, wie wir sie denn von dorther unter dem Namen *Q. pannonica*, wenn auch erst jung, in unseren Gärten haben. Es ist dies für die apenninische Halbinsel ein Insasse der wärmeren Küstenregion, womit der auf Apulien hindeutende Vers Horazens:

Daunia latis alit aesculetis

gut übereinstimmt. Vorzugsweise bewohnt er Unteritalien, ist im Neapolitanischen hier und da waldbildend und erhebt sich wenig oder gar nicht über die Zone der Olive. Weit allgemeiner verbreitet ist die *Farnia* oder *Rovere*, von welcher einerseits das berühmte päpstliche Nepotengeschlecht der Farnese, andererseits die Stadt Roveredo in Welschtirol, die Namen herleiten. Hierher gehören auch die Ortsnamen Farneto und Isola Farnese im Toscanischen. Diese Farnia ist nichts Anderes als unsere deutsche Eiche Q. *Robur*, L., in dieser oder jener wenig abweichenden Form. In ihr, wie in der Farnetta, macht sich augenfällig die Silbe *Far*, im Lateinischen als Substantiv gleichbedeutend mit Korn oder Mehl, bemerkbar. Welcher deutlichere Hinweis auf die einstmalige Nährmutter des Menschengeschlechts kann wohl verlangt werden? Natürlich variieren die Farniaeichen ausserordentlich im Geschmack ihrer Früchte. Demungeachtet scheinen sie heutigen Tags, wenn nicht die einzigen, so doch die vorzüglichsten unter den italienischen Speiseeichen zu sein.

Hierüber schrieb mir vor kurzem mein werter Freund Dr. Nicolo Terracciano auf meine Anfrage aus Caserta das folgende: „Soviel ich weiss, ist unsere Eiche mit essbaren Eicheln die *Quercus Robur* b. *Virgiliana*, Ten. Syll., gewöhnlich *Quercia castagnara* genannt. Dieselbe ist hier nicht gerade häufig. Am meisten wächst sie noch bei Neapel auf Hügeln am Meere und im Walde San Leucio bei Caserta. Ein paar Bäume davon stehen auch in der botanischen Abteilung des Königlichen Parks von Caserta. Die Leute, welche sie kennen, essen ihre Eicheln geröstet; als allgemeineres Nahrungsmittel aber dienen letztere bei uns nicht. Von der Essbarkeit der Farnettoeicheln habe ich keine Kenntnis. Dies ist bei uns eigentlich ein seltener Baum. Öfter trifft man ihn in der Gegend von Monte Cassino an, und häufig sah ich ihn an verschiedenen Stellen der römischen Campagna.“

Von dem gleichen Baume des südlichen Ungarns, der kaum als var. *conferta* getrennt zu werden verdient, und im Slavischen den Namen *Kittnyak* trägt, bemerkt der ungarische Botaniker Kitaibel, Zeitgenosse und Freund unseres Willdenow, in seinen von Kanitz herausgegebenen Tagebüchern:

Es ist ein hoher Baum mit abstehendem Geäst. Derselbe trägt büschelweise sitzende lange Eicheln, welche nach Versicherung des Vikars Popovich ganz so wohlgeschmeckend wie Nüsse sind.

Eben diese Eicheln werden in Serbien vielfach genossen. Als Standorte des Baumes gelten ferner noch die Gegend von Konstantinopel und Lakonien.

Der *Quercia castagnara* nahe stehend oder identisch mit ihr, muss der Species nach jene südfranzösische Eiche sein, welche als var. *dulcis* von *Quercus pedunculata* bei Loudon Erwähnung findet. Sie wächst am Meeresufer in der Provence sowohl wie in Languedoc und ist von Dralet

zuerst genauer beschrieben worden. Die Eicheln sollen gross und hübsch sein und dabei süsser schmecken als die besten spanischen. Diese Spielart war bereits 1836 bei der berühmten französischen Baumzüchterfamilie Vilmorin in Kultur und wurde schon damals zu allgemeinerem Anbau empfohlen.

Was Griechenland, die klassische Urstätte der Balanophagie betrifft, so findet sich bei Loudon eine Notiz, offenbar auf die ersten Decennien unseres Jahrhunderts bezüglich, welche besagt, in der Morea würden, ebenso wie in Kleinasien, Eicheln als Lebensmittel verkauft. Diese Sitte erscheint jetzt als aufgegeben, ja sogar als vollständig vergessen, denn der mit Hellas, welches er seit vierzig Jahren bewohnt, in seinen innersten Winkeln vertraute Herr von Heldreich will nichts mehr davon wissen. Auf mein Befragen darüber antwortete er mir brieflich: „Was die essbaren Eicheln anbelangt, so werden sie jetzt in Hellas nirgend mehr als Nahrung benutzt. Dass es in uralten Zeiten geschehen, ist wohl anzunehmen. Quercus Aegilops und die verwandten Arten, z. B. Q. macrolepis, Kotsch. u. s. w. dürften sich am meisten dazu geeignet haben. Die Eicheln dieser Arten schmecken geröstet gar nicht schlecht. Ich habe mich selbst einmal versuchsweise davon überzeugt.“

Tristram schreibt in seiner *Natural history of the Bible*, dass in Palästina die dort häufige Q. Aegilops oder Valonea, die in der heiligen Schrift oft genannte Eiche von Basan, noch heutigen Tags wälderbildend und zu riesiger Grösse heranwachsend, den Arabern Eicheln zur Speise liefere.

Aus der Bibel selbst kenne ich keine Andeutung der gleichen Sitte.

Für Kleinasien und den inneren Orient verdanken wir dem verdienstvollen österreichischen Reisenden Kotschy sehr eingehende und interessante Aufschlüsse, die seinem Prachtwerk: „Die Eichen Europas und des Orients“ zu entnehmen sind.

In Cilicien werden die sehr grossen Eicheln von Q. Pyrami, Kotsch. und andere im Bazar von Adana verkauft. Geröstet gewähren sie zu Zeiten des Mangels einen sehr geschätzten Ersatz für Brod.

In den Euphratländern steigert sich wohl das Eichelessen zu einem Maximum für Asien. Es sind vorzugsweise die den Westabhang des persischen Hochlands bewohnenden Kurdenstämme, welche sich der auffällig grossen und nicht minder wohlschmeckenden Eicheln zweierlei Art als eines Hauptbestandteils ihrer Winterkost bedienen und mithin ihre Existenzbedingung an diese Baumarten geknüpft sehen.

Quercus ophora und Q. vesca, beide von Kotschy zuerst botanisch ans Licht gezogen, leisten diesen Nutzen.

Auf diese zwei Eichen bezieht sich sicher die Aussage des älteren Michaux, welchem die Eichenkunde beider Hemisphären soviel verdankt. Derselbe, von früheren Reisen her mit dem deliciösen Geschmack spanischer

Eicheln vertraut, sagt, er habe in Bagdad süsse Eicheln gegessen. Mit ganz besonderem Lobe aber hebt er diejenigen hervor, welche in Mesopotamien und Kurdistan wachsend, Fingerlänge erreichen.

Diese kurdischen Eichen sind *Q. vesca* und *Q. oophora*. Die erstere dürfte sich, klimatischen Verhaltens wegen, möglicherweise auch für den Anbau in Deutschland eignen.

Von der *Q. oophora*, mit hühnereigrosser Frucht berichtet Kotschy: Diese Eiche wird von den Kurden für den Winter als Nahrungssurrogat angesehen und deswegen mit den Früchten anderer dortiger Aegilopseichen im Herbst fleissig gesammelt. Die ebenfalls kolossalen Eicheln von *Q. vesca*, von Gestalt vorn wagerecht abgestumpft, werden im Winter gesammelt, um sie als Zusatz zum Brot zu geniessen oder auch um sie zu braten. Von diesen Waldfrüchten sammelt der Mensch, was ihm ein Vogel, der dort häufige Nusshacker, der die Eicheln schon grün anhackt, übrig lässt.

Noch weiter ostwärts in Persien spielt *Q. persica* eine Rolle im menschlichen Haushalt. Ihre Eicheln werden getrocknet und zerstossen, um mit geringer Beigabe von Weizenmehl zu Brot verbacken zu werden. Das Brot von *Pelit* (Eicheln) ist in den Bergen Südpersiens allgemein bekannt.

Während die cilicische *Q. Pyrami* immergrün ist, gehören *Q. oophora*, *vesca* und *persica* zu den Laubabwerfenden. Alle drei zeichnen sich durch ein kastanienähnliches Laubwerk aus.

Unter den zahlreichen, überaus schönen Eichenarten des Himalaya wird allein der *Q. spicata*, Sm. Essbarkeit der Frucht, aber keine besondere Güte derselben zugeschrieben.

Es stellt sich somit die Thatsache heraus, dass unter den Ländern, welche sich in grösserer oder geringerer Entfernung um das innere Meer gruppieren, es die Extreme des äussersten Westens und des äussersten Ostens sind, welche hinsichtlich essbarer Eichelfrucht als am meisten von der Natur begünstigt erscheinen, und dass deshalb innerhalb ihrer Grenzen die Speiseeichel sich in höherem oder geringerem Grade den Charakter wenigstens teilweiser Volksnahrung bewahren konnte.

Von den Eichen der alten Welt zu den äusserst zahlreich vertretenen Amerikas übergehend, muss ich von vornherein bemerken, dass schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Qualität ihrer Früchte wissenschaftliche Aufmerksamkeit zugewendet worden ist. Hier ist in erster Linie der Name Michaux hervorzuheben; aber auch in unserer nächsten Nähe zeigt sich der grosse Forstmann und Pflanzer von Burgsdorf über diesen Punkt äusserst wohl unterrichtet. Letzterer hat zumal die ihm massenweis zugehenden amerikanischen Eicheln sorgfältig auf ihren Geschmack hin geprüft. Hier liegt ein noch jetzt unerschöpftes Feld von leicht anzustellenden Experimenten vor, dessen Inangriffnahme dem Geschmacksinne sicher eine sehr grosse Reihe bisher vernachlässiger Nüancen specifischer Art erschliessen würde.

Wenn trotz des dortigen Überflusses an Species, welche geniessbare Eicheln tragen, über die Benutzung derselben durch Menschen roter Rasse wenig verlautet, so erklärt sich dies wohl durch die vorzugsweis carnivoren Neigungen der an Individuen wenig zahlreichen Jägerstämme, von welchen die Ostküste Amerikas einst bevölkert war. Um reichliche Fleischnahrung waren diese kaum je in Verlegenheit und trat ein Gelüst nach Pflanzenkost ein, so boten ihnen die Wälder in mannlichfachen Nussarten der Gattungen Juglans, Carya und Corylus, sowie in Kastanien, welche trotz ihrer Kleinheit die europäischen an Süsse übertreffen, Vorräte dar, gegen welche auch die besten der Eicheln nicht aufkommen konnten.

Nur von einigen Tribus des Südens, u. a. von den Cherokesen und Seminolen, erfahren wir, dass sie aus der Frucht der Lebenseiche (*Q. virens*, Ait.) ein Öl zu gewinnen wussten, dessen sie sich beim Kochen und Braten gern bedienten.

Durch Süssigkeit der Frucht zeichnen sich unter den amerikanischen Eichen die folgenden aus, welche sämtlich der Gruppe der sogenannten Kastanieneichen angehören: *Quercus Prinos* L. *Q. Castanea* Willd. *Q. bicolor*, Willd.

Die weisse Eiche Amerikas, *Quercus alba* L., der Tracht nach unserer deutschen Eiche am nächsten verwandt, trägt gleichfalls essbare Frucht, beeinträchtigt indes durch fast regelmässig sehr geringen Ertrag von solcher ihren Wert als fruchtspendender Baum. Burgsdorf sagt von ihren Eicheln, er habe dieselben an Geschmack rohen echten Kastanien fast gleich gefunden. Er schreibt auch der Lebenseiche einen süßen und essbaren Kern zu.

Alle sogenannten Scharlacheichen dagegen, deren Laub bei der herbstlichen Verfärbung ein so wundervolles Kolorit entfaltet, besitzen in ihren kurzen und haselähnlichen Früchten ein mehr bitteres und herbes Prinzip, welches diesen, für den Menschen wenigstens, jeden Nahrungswert nimmt.

An der pacifischen Küste Nordamerikas wohnten und wohnen zum Teil noch einige mehr frugivore Indianerstämme. Es ist allbekannt, wie verschiedene äusserst grossfrüchtige und grosskernige Kiefern, die herrliche *Pinus Sabiniana* voran, ihnen in mandelartigen Kernen Nahrung liefern. Nicht minder sind es indes auch Eicheln, welchen sie einen grossen Teil ihres Lebensunterhalts verdanken. In den amtlichen *Reports of explorations* wird in dieser Hinsicht besonders die in Californien häufige überaus schöne und mächtige *Q. Hindsii*, Benth. hervorgehoben. Von ihr wird gesagt: „auf Grund ihrer Menge und Geniessbarkeit bilden diese Eicheln einen wichtigen Bestandteil des Lebensunterhalts der Digger-Indianer. Sie werden gesammelt und als Wintervorrat aufbewahrt. Man sieht in ihren *Rancherias* davon Haufen von vielen Scheffeln Inhalt liegen.“

Hiermit sei die Aufzählung essbarer Eicheln, von der uns Kenntnis vorliegt, geschlossen. Dass eben gegenwärtig deren noch so viele genossen werden, darf als bester Beweis dafür gelten, dass sie in der Urzeit in

noch viel höherem Grade als Nahrungsmittel benutzt worden sind. Wenn auch zugegeben werden muss, dass die Hauptepoche ihrer Nutzbarmachung längst vorüber ist und da endete, wo der Nomade zum Ackerbau überging, so sind doch die erhaltenen Reste ihrer Verwendung bedeutsam genug geblieben, um selbst heut noch volkswirtschaftliche Beachtung zu verdienen. Es liegt am Tage, dass namentlich in Südeuropa, neben dem wachsenden Verbrauch der mehlhaltigen Cerealien, es eine andere Baumfrucht gewesen ist, die den Eichelgenuss nach und nach verdrängt hat. Es war dies die echte Kastanie, die von ihrer, wie es scheint beschränkten vorderasiatischen Heimat aus, Europa erobernd, der einstmaligen dort vorwaltenden Balanophagie ein Ende gemacht zu haben scheint. Mehr als eine Qualität sicherte ihr den Vorrang selbst vor den besten Speiseeicheln; nicht zum mindesten wohl die widerstandsfähigere, stachelige Bewehrung der Frucht gegen tierische Übergriffe.

So dürfen wir uns denn nicht darüber wundern, dass, bei Bewahrung der Ursitte des Verzehrens einer halbwilden Baumnfrucht, für viele Länder und ihre Bevölkerung, der Titel eines Brotbaums von der Eiche auf die Edelkastanie übergegangen ist.

Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven.

Vorwiegend nach eigenen Ermittlungen.

Von Friedrich S. Krauss.

Vorwort.

Die bedeutsamsten Überreste des ältesten Glaubens behaupten sich bei allen Völkern in den Totengebräuchen; denn sie unterliegen verhältnismässig wenigen Veränderungen, da sie durch die besonderen, Herz und Gemüt aufs mächtigste erschütternden Ereignisse eine eigene Weihe und Heiligkeit besitzen, infolge welcher sie immer wieder neu aufgefrischt und in Übung erhalten werden.

Es ist klar, dass uns auf diesem Gebiete eingehende Erhebungen geschulter Volksforscher bei allen Völkern der Gegenwart tiefe Einblicke in die Entwicklung ursprünglicher religiöser Anschauungen und Vorstellungen eröffnen müssen. Je gründlicher und sorgfältiger derartige Ermittlungen angestellt werden, und je weniger sie durch subjektive und parteiische

Deuteleien verdunkelt sind, desto wertvoller erweisen sie sich für die vergleichende Völkerpsychologie.

Die Totengebräuche der Südslaven sind vorzüglich geeignet in ihrer nach mancher Richtung hin unverwischten Ursprünglichkeit die Aufmerksamkeit des Forschers zu fesseln. Gewiss sind sie vielfach mit jüdisch-christlichen und mohammedanischen Anschauungen versetzt. Doch ist hier die Absonderung des Alten vom Neuen leichter durchzuführen.

Ich werde mich darauf beschränken, die mir vorliegenden Meinungen und Bräuche in einen erklärenden Zusammenhang zu bringen und ihre inneren Beziehungen auseinander zu setzen.

Meine ungedruckten Quellen über Totengebräuche fliessen ausgiebiger als dies bei meinen früheren Untersuchungen der Fall war. Die gedruckten sind schon in meinem Buche „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven“¹⁾ verzeichnet, dazu kommt noch das grosse dreibändige Sammelwerk, mit welchem uns die bulgarische Regierung jüngsthin beschenkt hat²⁾. Von meinen unterstützenden Sammlern gedenke ich in Ehren und mit Dank meiner verewigten Mutter und der Herren Th. Dragičević, N. Tordinac (gest. 1887), Vuletić, P-ov im Küstenlande, Plohl, Trbić, Čačković, J. Devčić und der Frau A. Domac.

Erster Abschnitt.

Der Tod ein Krankheitsgeist.

In Guslarenliedern kommt in vielen Fassungen folgende Episode vor: Man bringt der Mutter oder der Gattin den zu Tode getroffenen Kämpfen von der Wahlstatt heim. Man wäscht ihm die Wunden mit überbranntem Branntwein (rakijom dvaput pripicanom) aus und stopft sie voll mit weichem Moos, um die Blutungen zu stillen. Verzweiflungsvoll ruft die Mutter in ihrer Rat- und Hilflosigkeit aus: „O Kind, glaubst du, wirst du diese Wunden überwinden können? Vom Hals die Golddukaten will ich hingeben und zwei geschickte Ärzte vom Meerestrande (od mora ecime) kommen lassen, damit sie dich heilen“. Gemeint sind spanische Juden im Küstenlande, deren Vorfahren die Arzneikunst aus Spanien nach der Balkanhalbinsel verpflanzt hatten. Die Südslaven hatten in früheren Jahrhunderten weder medizinische Schulen noch medizinische Werke in ihren Litteraturen³⁾. Daher ist die Volksmedizin der Südslaven nicht wie bei

1) Münster i. W. 1890.

2) Sbornik za narodni umotvorenija, Sofija 1889 und 1890. Vergleiche: Am Urquell. II. Bd. S. 32 und S. 100.

3) Verzeichnisse verschiedener Heilmittel giebt es aber wohl in den Klosterbibliotheken und bei Privaten. Sie gehen aber meist auf türkische, italienische und deutsche bezw. lateinische Quellen zurück, aus welchen sie übersetzt worden sind. Ich selber besitze eine derartige Handschrift aus Bosnien. Solche Kompilationen darf man wohl nicht als medizinische Werke betrachten.

den Deutschen aus einer älteren Stufe medizinischer Wissenschaft zu erklären. In dieser Hinsicht sind die südslavischen Bauern im grossen und ganzen nicht viel fortgeschritten als das Volk der Xosa-Kaffern in Südafrika. Von einer vorbeugenden Gesundheitspflege ist weder da noch dort die Rede. Man isst und trinkt, soviel man kann und hat, und begnügt sich mit der Bekämpfung und Vertreibung böser Geister.

Von diesem Gesichtspunkte aus muss man auch die Krankenpflege beim südslavischen Bauernvolke betrachten, um sie ganz zu verstehen. Die Krankenpflege ist zwar eine peinlich sorgfältige, doch entspricht sie keineswegs dem erschienen Zwecke; denn sie ist im Grunde genommen eine Geisterpflege, weil man im Glauben, dass jede Krankheit durch Einwirkung der Geister erzeugt wird, sich hauptsächlich mit der Vertreibung des jeweiligen Krankheitsgeistes aus dem Leibe des Besessenen abmüht. Die Meinung oder richtiger der Glaube an das Dasein von Krankheitsgeistern gelangt auch in der volksmedizinischen Terminologie zum Ausdruck: man sagt, der Kranke sei beschrieen (urečen), er sei auf „etwas“ (d. i. unreines) gestiegen (nagazio, ograiso), oder von einem (Vilen-)Pfeil durchbohrt, oder die Krankheit (der Teufel, der Geist, die Vila) sei in ihn hineingeflogen (bolest u nj uletjela). Man wälzt auch die Schuld auf die Schicksalsfräulein (sugjenice, rojenice), auf die Heimtücke überrumpelter Vilen, auf Vilenreigen (vilina kola), Hexen (veštice, veščure) oder allgemein auf Ungeister (nedusi), worüber mein Buch „Volksglaube und religiöser Brauch der Südlaven“ genug Aufschlüsse darbietet. Da müssen Zauberwerke (čini), Beschwörungen (bajanja), Beräucherungen (kagjenja) mit wohl oder übel duftendem Kräuterwerk und alten Fetzen, Gebete, Gelübde, Opfer und mannigfache sympathetische Mittelchen herhalten, um den Kranken, gleichgültig ob er an einem Sumpffieber oder an einer Erkältung oder an einer Rückengradsdarre darniederliegt, der Genesung zuzuführen. Die Hilfe eines Doctor medicinae nimmt man höchstens bei Verwundungen in Anspruch, dagegen bei inneren Krankheiten geniesst ein Arzt dieser Art ein viel geringeres Ansehen als die erstbeste vračara oder vračka (Kräutlerin, heilkundige Frau). Vor allem versucht man es bei allen Beschwörerinnen (bajalica, bajilka) im Dorfe; dann benutzt man die heilkäftigen und wunderthätigen Quellen und Flüsse der Gegend; zur Abwechslung lässt man von Popen, Kalugjeren (altgläubigen Mönchen), Franziskanern oder von Hodžen Gebetbücher und ewige Kalender aufschlagen, um zu losen; und hilft auch dieses Mittel nichts, so ladet man den Kranken auf einen Wagen und fährt mit ihm, oft mehrere Bezirke weit, zu entfernt wohnenden Vračaricen hin. Zuletzt zieht man heimwärts, in der beruhigenden Überzeugung, dass man gewissenhaft alles Mögliche aufgeboten, um den teuren Lieben dem Todesgeiste zu entreissen. Nun überlässt man den Kranken seinem Schicksal und trifft alle Vorbereitungen zur Leichenfeier und zum Begräbnis.

„Gegen den Tod ist kein Kräutlein gewachsen“, sagt unser Sprichwort, welches gewiss seine Entstehung und Verallgemeinerung im Volke den Ärzten verdankt; denn sowohl der deutsche als der südslavische Volks-glaube (ich will nicht weiter greifen) ist der entgegengesetzten Ansicht. Darum baut die Südlavin bei Zeiten gegen den Tod ihrer Nachkommen-schaft vor. Ziemlich allgemein ist die Anweisung: wenn einer Mutter die Kinder frühzeitig hinsterben, so nehme sie von neun Frauen, die jede Stoja oder Stojana (Stehfest oder Bleibfest) heisst, je neun Wollfäden, flechte sie zu einer Schnur und unwickle damit ihre Kinder. Die Kinder werden dann (vor dem Tode) standhalten (Kroatien, Serbien)¹⁾.

Von der Möglichkeit, die Lebenszeit sich durch Kauf fremder Lebens-jahre zu verlängern, erzählte ich in der Sreća eine Sage, wonach der König einem Soldaten 15 Jahre Leben abkaufte. Es scheint aber auch die Meinung zu bestehen, dass man das einem bestimmte Leben durch Ausübung von Wohlthaten verlängern könne. Die einzige darauf bezügliche Sage habe ich aus Bosnien. Sie ist mir nicht ganz verständlich, nur soviel ist mir klar, dass sie nicht auf bosnischem Boden gewachsen ist, sondern auf litterarischem Wege ins Land gebracht sein wird, wie alle Erzählungen, in welchen Los- und Schicksalsbücher eine Rolle spielen. Solche Bücher, glaubt man, seien mit einem Donnerschlage vom Himmel auf die Erde gefallen. Darum heisst man sie knjige gromovnice.

Die Sage erzählt: „War mal ein Mann, der wusste, wann seine Frau sterben werde, und er befahl ihr, sie solle das Mittagessen fertig machen, damit sie zusammen speisen, solange sie noch lebendig seien. Sie wusste nichts davon, dass sie dann sterben werde. Er schaute nochmals ins Buch hinein und sah, dass ihr nur noch zwanzig Minuten zu leben bestimmt seien. Darauf sagte er zum Weibe: „Tummle dich, Weib, mit dem Mittag-essen!“ Sie machte also das Essen fertig. Das Weib war schwanger. Da warf das Weib in der Küche das Essen den Katzen und der Hündin hin. Der Gatte schaute ins Buch, wie lange es ihr noch zu leben be-schieden wäre, und wie er hineinschaut, sieht er, dass sie noch vierzig Jahre zu leben habe. Er kehrt in die Küche zurück und fragt das Weib: „Was hast du gethan?“ Darauf antwortete sie: „Habe nichts gethan, sondern das Essen fertig gemacht.“ „Kann nicht sein, du hast etwas Anderes gethan.“ Dann sagte sie: „Ich habe das Essen der Hündin und den Katzen hin-geworfen“. Er sagte darauf: „Siehst du, du warst fürs Sterben (ti si bila za umora) binnen 20 Minuten bestimmt; weil du aber das Essen der Katze und der Hündin hingeworfen, wurde dirs Leben um 40 Jahre verlängert“ (pa ti je poduljeno vijeka četeres godina).

Ungleich gewöhnlicher, fast möchte ich sagen alltäglich, ist der Glaube, dass man durch Verfluchungen, Beschwörungen und sympathetische Mittel

1) Ähnliche Symbolik bei Brückenbauten, vgl. Krauss, Volksglaube S. 163.

denen, welchen man feind ist, den Tod auf den Hals senden kann, ohne dass man sie unmittelbar aus dem Leben schafft, wodurch man die Blutrache der Sippen oder den strafenden Arm der Gesetze herausfordern würde. Die Auswahl der Mittel gehört ins dunkle Gebiet der Zaubereien, die meist Überreste alter unverstandener Gebräuche sind, welche selbst der Forscher häufig nur durch Parallelen aus dem Glauben anderer Völker zu begreifen lernt. So glauben z. B. die Kroaten, dass, wenn ein betrogenes und endlich verschmähtes Mädchen ihren treulosen Liebsten, der eine andere gefreit, samt der Nebenbuhlerin zugleich aus der Welt schaffen will, sie in der Brautnacht dem jungvermählten Paare ein Joch unters Kopfkissen legen müsse: das Paar erwache dann nicht mehr zum Leben. Dieser Glaube kommt bei Katholiken vor. Man muss wissen, dass es einst Brauch gewesen, Joche auf Gräber zu legen und auf ein Joch die Totenspeiseopfer zu setzen. Nur einigemal traf ich auf meinen Reisen in entlegenen Gebirgsdörfern derartige Joche auf Gräbern serbischer orthodoxer Bauern, häufiger, aber auch nur unter Serben im Gebirgslande, jochartige Gerüste über Gräbern errichtet. In Slavonien sagt man: willst du dich jemandes für immer entledigen, so lade ihn zu dir ein, bewirte ihn und sobald er fort ist, kehre die Stube hinter ihm aus (*za njim treba izmesti*). Das ist leicht zu deuten. Nämlich, sobald man einen Verstorbenen aus dem Hause hinausschafft, kehrt man nach ihm das Haus aus.

Sich auf einer Wage abwägen lassen, ist in Slavonien verpönt; denn das hat den Tod zur Folge, namentlich bei Kindern. Der Mohammedaner scheut es, sich abbilden zu lassen, um dem Todesgeiste oder bösen Menschen keine Handhabe zu bieten, dass man ihm beikommen könne. Auch durch eine unbedachte und unsinnige Handlung, die zwar niemanden geradenwegs schädigt aber auch niemandem etwas nützt, vermag man unabsichtlich auf jemand den Tod zu schicken. In Bosnien sagt man z. B.: wer nach rückwärts schreitet, dem stirbt die Mutter; hat er keine Mutter mehr, ein anderer naher Verwandter. In Kroatien heisst es: wer nach rückwärts schreitet, der führt seine Mutter in die Hölle (*tko natráske ide, on si mater vodi u pakao*). Folgerichtig glaubt man, dass es gewisse Menschen gebe, denen Unglück, Krankheit und Tod als Begleiter nachfolgen. Solchen Leuten weicht man aus und verwehrt ihnen unter den nichtigsten und kränkendsten Ausflüchten das Betreten eines Hauses. Nicht selten kann man nach einem Todesfalle die in vollem Ernste gegen jemand vorgebrachte Beschuldigung hören: „der hat uns die Todesfrau ins Haus gebracht!“ (*donio nam je smrt u kuću*). Eine solche Geschichte mag man im zweiten Buche meiner „Sagen und Märchen der Südslaven“ auf S. 192 nachlesen.

Erweist sich eine langwierige Krankheit als unheilbar, so kleidet man ohne weiteres den Leidenden ins Leichengewand und drückt dem noch Lebenden die Totenkerze in die Hand. Die Verwandten und Freunde stellen sich ein, um Abschied zu nehmen (*opraštaju se, halale se = sie*

gewähren einander Vergebung) und dem Kranken das Hinscheiden zu erleichtern. In Serbien lässt man den Sterbenden in den letzten Augenblicken allein mit einem oder zwei alten Weibern. Dies geschieht, damit sich die Seele leichter vom Leibe trenne (da se lakše sa dušom rastavi). Davon werden wir späterhin ausführlicher sprechen; hier sei dies nur wegen der bezeichnenden Begründungsformel erwähnt, in welcher sich eine ursprüngliche Anschauung widerspiegelt, während in neuerer Zeit durch den Einfluss des (mittelalterlichen) Christentums die Meinung um sich greift, das Sterben sei ein Ringen mit dem Todesengel. In Kroatien sagt man, der in den letzten Zügen Liegende ringe mit dem Teufel. Anknüpfend daran glaubt man, wenn bei einem Toten der linke Fuss länger ist als der rechte, der Teufel sei stärker gewesen als der verscheidende Mensch. In Dalmatien glaubt das katholische Volk, der Sterbende habe mit der Smrt (der Todesfrau) einen förmlichen Ringkampf zu bestehen, in welchem sie selbstverständlich meistens den Sieg davonträgt, besonders wenn sie zu Häupten des Kranken erscheint; zeigt sie sich aber am unteren Teil der Bettstatt, so ist eine Rettung noch möglich. Auf solchen Kampf nimmt auch das Volkslied Bezug; so heisst es in einem noch ungedruckten Liedchen:

Smrt mu dogje na vrata
pa ga davi oko vrata u. s. w.
Es kommt zur Thür der Tod herein
und würgt ihn um den Hals.

Wenn in der Likaa einer einen schweren Todeskampf bestehen muss, so betet man über ihn die sogenannte Einheit (jedinstvo), damit er leichter aus dem Leben scheide. Die „Einheit“ ist eine Art Glaubensbekenntnis in dreizehn Fragen und Antworten. Als Urbild der Einheit mag man Rabbi Maimons dreizehn Glaubensartikel ansehen. (Wir werden das slavische Gebet gelegentlich in dieser Zeitschrift veröffentlichen.)

Die Mohammedaner glauben, dass ein Mensch, der schwer aus dem Leben scheidet, sehr schwere Sünden auf der Seele lasten habe; wer aber ohne Todesqualen leicht verstirbt, den bedrücke keine Todsünde. Man glaubt auch, ist der Tote beim Hinaustragen auf den Freithof schwer, so hat er schwere Sünden; ist er dagegen leicht zu tragen, so drückt ihn keine Todsünde nieder. Dieser Glaube ist auch unter den Christen allgemein und man trachtet, dem Sterbenden nach Möglichkeit zu helfen.

Wenn in der windischen Steiermark jemand schwer mit dem Tode ringt, so fragen sich die Leute: „Weiss es Gott, dass der Mensch nicht sterben kann? Sollte er vielleicht jemandem Flachs gestohlen haben?“ Wenn sie der festen Meinung sind, dass dies wirklich wahr sei, so nehmen sie ein Büschel Flachs und verbrennen es auf der Brust des Sterbenden. Darauf muss er sogleich sterben. Oder man frägt sich auch, „sollte er Grenzsteine verrückt haben?“ Ist die Vermutung begründet, so beeilt

man sich die Marksteine richtig zu stellen, und der Kranke findet im selben Augenblick die gewünschte Erlösung. In Slavonien giebt man einem Sterbenden in einem solchen Falle aus einem alten Schuh Wasser zu trinken. Dieses Mittel wird in der Stadt Požega gebraucht. Dort habe ich es miterlebt.

Ab und zu pflegt man den Kranken zu baden, zu rasieren, anzukleiden und auch einsegnen (opelo) zu lassen, als ob er schon das Zeitliche gesegnet habe. Mit solchen Dingen beeilt man sich, um an der Seele, die nun flügge wird, jenseits einen Fürsprecher zu haben. Wenn es aber vor kommt, dass sich die Natur stärker als das Leiden bewährt und der schon für die „Kiste“ (kista, sanduk, dreva) vorbereitete und hergerichtete Kranke trotz der Einsegnung wieder sich erholt und seine Gesundheit neu erlangt, so betrachtet man von da ab einen solchen Menschen im Dorfe als ein leibhaftiges Gespenst und nennt ihn einen lebendigen Vampyr (živi vampir). Die alten Weiber, gewöhnlich die Vračaren, hatten schon im vorhinein ihren Spruch gefällt, wie lange einer zu kränkeln haben werde; wenn er dann entgegen der Voraussagung weiter lebt und dadurch die Unfehlbarkeit einer Vračara erschüttert, so ist es klar, dass er in Wahrheit nicht mehr lebt, sondern dass in seinem Körper der „Unreine“ oder „Unglückselige“ (nečastivi) oder, wie wir sagen, der Gottseibeius, sich wohnlich eingerichtet haben muss. So ein Geächteter lebt sich selber schliesslich in den Wahn hinein, er sei nicht er, sondern ein anderer; oder wenn er pfiffig und schlau ist und seinen Vorteil zu wahren versteht, lässt er den Ruf ausgehen, er verkehre mit Vilen, Hexen und gar mit dem Teufel, und sei durch solchen Umgang ein Wahrsager (prorok) und Heilmann (vrač) geworden.

Aus den bisherigen Vorbemerkungen wird man sich schon klar geworden sein, dass die Südslaven den Tod als einen Krankheitsgeist personifizieren. Er ist weiblichen Geschlechtes und heisst Smrt oder, da man diesen Namen von böser Vorbedeutung nicht gerne ausspricht, Kuma (Gevatterin) oder einfach Bolesčica (die [liebe] Krankheit). Man soll das böse Wort nicht eitel aussprechen; denn die Smrt ist eine tückische Wortverdreherin, die in ihrer Verschmitztheit jedes unabsichtlich hingeworfene Wörtlein als eine Einladung zum Erscheinen auffasst. Wer im Verkehre mit dem Bauernvolke diesen Glauben nicht beachtet, kann sich leicht den besten Mann zum Feinde und sich selber verhasst machen. Schon bei der gewöhnlichen fragenden Begrüssung gilt es vorsichtig sein. Nur ein „dummer Städter“ oder ein böswilliger Kerl frägt den begegnenden Bauer: kamo ideš (wohin gehst du?); denn in kamo (wohin) steckt die Silbe kám (kamen = Stein), weshalb so ein Frager entweder keine oder die unwirsche Antwort erhält: „kam o twoju glavu!“ (an deinem Kopf soll ein Stein zerschellen!) oder „ti se kamenio!“ (du sollst gesteinigt werden). Ein wohlgesitteter Mensch frägt dagegen artig: „dokle, ako Bog

da?“ (bis wohin, so Gott will?) und kriegt freundliche Antwort und schöne Gegenfrage ums Wohlbefinden zu hören.

Ohne Heimstätte ist die Smrt. Sie kommt und geht, man weiss nicht woher und weiss nicht wohin, aber sie wäre kein wirklicher Geist, wenn sie die Gaben der Menschen verschmähte. Aischylos hat unzweifelhaft als Philosoph und nicht im Sinne eines griechischen Bauern den Vers gedichtet: *μόνος θεῶν (γὰρ) θάνατος οὐ δώρων ἐργάζει*. Bei allen Völkern der Erde ist der Glaube an die Bestechlichkeit der Todesfrau heimisch.

Das Volk in der Gegend von Hadžielesko in Bulgarien glaubt, man könne die Bolesčica aus einem Dorfe weg- und in ein anderes einführen. Man glaubt auch, dass man die Bolesčica zurückweisen (može da se posređene) könne, so lange als sie noch nicht ins Dorf gedrungen, und dass man sie wieder in das Dorf zurückzusenden vermöge, aus welchem sie ausgegangen ist.

Die Ausführung des Krankheitsgeistes aus dem einen und die Einführung in ein anderes Dorf, geschieht auf Geheiss einer Zauberin (vračka). Die Vračka lässt einem Weibe im Dorfe sagen, sie solle einen Fladen (pogača oder pita) aus reinem Weizenmehle backen und mit Honig bestreichen. Einem anderen Weibe wiederum befiehlt sie, sie möge einen Strauss wohlriechender Blumen machen und mit einem roten Wollfaden festbinden, an dessen Enden einige Münzen (para) zu befestigen sind. Einem dritten Weibe gebietet sie, einen neuen Rucksack (torba) anzufertigen. Ebenso bestellt sie noch bei mehreren anderen Weibern gewisse häusliche Sachen.

Falls die Krankheit nur in einem einzigen Hause des Dorfes wütet und sie aus diesem in ein anderes Dorf fortgeführt werden soll, so bestellt man alle die notwendigen Dinge bloss bei der Schaffnerin des betreffenden Hauses.

Sobald alle angeschafften Sachen fertig sind, steckt man in den Rucksack den Fladen, den Blumenstraus, ein wenig Zucker, getrocknete Trauben, Nüsse oder Äpfel. Den Rucksack bekommt ein alter Mann, der schon einige Kenntnisse im Zauberfache besitzen muss. Der trägt ihn zur Nachtzeit in das andere Dorf, in welches die Krankheit eingeführt wird¹⁾.

Wenn der Träger mit dem Rucksack ins Dorf kommt, so schleicht er sich in einen Garten hinein, hängt den Rucksack an einen Baum oder Zaun und eilt so schnell als ihn seine Füsse tragen heimwärts. Man glaubt,

1) Im Jahre 1883 wurde auf solche Weise eine Krankheit aus dem Dorfe Koz-Bunar nach dem Dorfe Pranga im Konuškaer Bezirk weggeführt. Die Vračka baba Mara betreute den Djed Hubin, den Rucksack ins Dorf Pranga zu tragen und auf einen Birnbaum zu hängen. Eben als Väterchen Hubin den Rucksack aufhing, bemerkten ihn die Dorfwächter, prügeln ihn weidlich durch, hingen ihm den Rucksack um den Hals, steckten ihm den Strauss ans Haupt und führten ihn in solchem Aufzuge „wie einen Kater“ (wie ein Wundertier) aus dem Dorf hinaus, damit ihn alle Bauern anschauen könnten.

dass derjenige, der am nächsten Tage den Rucksack auffindet und an sich nimmt, mit dem Sack auch die Krankheit mitnehme, die nachts aus dem Nachbardorf hingebracht wurde. Die Bauern glauben so fest daran, dass sie in vielen Fällen den Rucksack gar nicht öffnen, damit die Krankheit ins Dorf nicht eindringe, vielmehr dort bleibe, von wo sie gekommen.

Die Ausführung einer Krankheit aus einem einzelnen Hause und deren Fortführung in ein fremdes Dorf geschieht auch so, dass die Vračka statt eines Rucksacks und eines Fladens von dem verseuchten Hause einen neuen Leinwandlappen verlangt. Darin wickelt sie drei mit Honig bestrichene Stückchen Brod, ein wenig Zucker oder getrocknete Weintrauben und ein Blumensträusslein ein. Das Bündelchen legt sie an eine Quelle oder einen Brunnen, von wo die Dörfler Wasser schöpfen. Man glaubt, die Krankheit erkiese sich eine andere Person unter denen, die Wasser holen und begleite sie heim, um sich einzunisten.

Die Krankheit kann man auch durch Opfer oder Geschenke so gnädig stimmen, dass sie wieder dorthin zurückkehrt, woher sie gekommen. Die Vračken werden nämlich im Traume von der Bolesčica verständigt, dass sie die Absicht hege, ins Dorf zu kommen. Es geschieht dies freilich nur dann, wenn die Bolesčica nicht gegen das Dorf erzürnt ist. Um die Krankheit vom Besuch abzuhalten, ziehen nun die Vračken durchs Dorf und sammeln von Haus zu Haus Liebesgaben (milostinja). Diese Geschenke veräussert man, kauft für den Erlös ein Opfertier (kurban) und wirft es ausserhalb des Dorfes mitten auf den Weg hin, den, wie man voraussetzt, die Bolesčica selber zu wandeln gedenkt. Darauf kommt die Bolesčica selber zu wandeln gedachte. Darauf kommt die Bolesčica bis zum Dorfe, sättigt sich, unsichtbar wie sie ist, am Opfertier, wird gnädig gestimmt und trollt sich wieder zurück.

Gar plötzlich erscheint die Todesfrau, unerwartet und unbestimmt wann? Im Sprichworte heisst es:

Smrt roka ne postavlja
Der Tod setzt keinen Termin fest.

Nur gewisse Tiere, besonders Hunde, ahnen das Herannahen der Krankheitsgeister und können sie sogar sehen. In Kroatien betrachtet man einen mit einem Stirnfleck (Mal) behafteten Hund sehr scheel, denn man glaubt, der Hund sehe mit jenem Mal die Smrt. Daher glauben die Kroaten (und die Slovenen), wenn ein auf der Stirne gefleckter Hund heult und fortwährend himmelwärts schaut, es werde jemand in der Nähe in kurzer Zeit versterben. Oder, kommen die Haushunde nachts mehrmals zu den Zimmerfenstern und heulen und bellen, so sehen sie die Smrt. Wenn der Bauer sagt, ein Hund, der vier Augen hat, sieht die Smrt, so meint er einen Hund, der über jedem Auge ein Fleckzeichen hat. Die Identität der Smrt mit sonstigen verderblichen Krankheitsgeistern

zeigt sich auch darin, dass sie (nach dem kroatisch-slovenischen Volks-glauben) gleich den Pestschwestern vor Hunden sich fürchtet und sich darum gerne von jemand, der ihr auf dem Wege begegnet, huckepack ins Haus ihres Opfers tragen lässt.

Vermag man die Ankunft der Smrt nicht zu verhindern und zu vereiteln, so kann man doch einen baldigen Wiederbesuch nach einem Todes-falle ihr verleiden oder verkümmern. So ist es bei den Bulgaren in Altserbien Brauch, dass die alten Frauen, sobald man die Leiche empor gehoben, in die Aufbahrungsstelle einen Nagel hineintreiben, um die Todesfrau (Smrt) festzunageln, „damit die Überlebenden frisch und gesund bleiben und hart wie Eisen sein mögen“. Bei den südungarischen Serben ist es Brauch, sobald man den Toten aus der Stube hinausgetragen, auf den Tisch, wo der Tote aufgebahrt gewesen, einen Ziegelstein zu legen, „damit die Smrt zu Stein sich verwandle und damit sie nicht mehr auf denselben Tisch herniederfliege“ (da se smrt okameni i da više ne sleti na taj sto). In Unter-Steiermark und Krain giesst man, sobald einer ver stirbt, alles Wasser aus den Gefässen aus, selbst wenn es ganz frisch ist; denn man glaubt, die Smrt tränke sonst aus den Schäffern und den übrigen Behältern das Wasser aus. Allgemeiner Brauch ist es, so lange als ein Leichnam aufgebahrt liegt, die Fenster verhängt und die Spiegel an der Wand mit feinem Tüll verdeckt zu halten. In Kroatien sagt man aber, in Verkennung des Trauerzeichens, dies geschehe, damit sich die Smrt im Spiegel nicht erschauje, weil sonst die Sterblichkeit unter der Menschheit noch grösser sein würde als sie wirklich schon ist. In der Lika schliesst man gleich nach dem Hinaustragen des Verstorbenen die Hausthüre ab, damit niemand hinauskönne. So verhindert man, dass nicht bald jemand im selben Hause dem Tode nachfolge oder nachgehe. In der Gegend von Sissek ist es Brauch, dass, sobald in einem Hause jemand stirbt, die Hausleute um das Haus herum rennen, weil sie glauben, dadurch der Smrt zu entfliehen. So muss man auf hundert Kleinigkeiten achten, um dem Besuche der Smrt vorzubeugen oder sie nicht herbeizurufen. Um nur ein Beispiel anzuführen: bei den Slavoniern ist es ver pönt, das Bett mit dem Kopfende und den Polstern gegen die Thüre hin aufzustellen, denn die Smrt würde den Schläfer durchbohren (probušiti). Wenn nacheinander mehrere Leute in einem Hause sterben, so bringt man der Smrt lebende Sühnopfer dar, gewöhnlich einen Hahn oder eine Henne. Ich verweise auf mein Buch „Volks-glauben“, S. 154 f. und zugleich auch auf S. 58 f., wo von Smrei (Kindern der Todesfrau) gehandelt wird.

Der Volksdichtung und nicht dem Volks-glauben gehört der Zug an, die Smrt verbinde sich mit dem Fieber (vrućica, groznica), wenn sie allein einen Menschen nicht überwältigen kann. Das Fieber ist nach dem Volks-glauben kein Krankheitsgeist, sondern blass die Wirkung von Krankheitsgeistern. Darum bannt man letztere, nicht aber das Fieber. Dem

südslavischen Märchen (in meiner obgedachten Sammlung auf S. 150) liegt ein ähnlicher dichterischer Gedanke zu Grunde wie jenem bei Grimm im Kindermärchen (18. Aufl., S. 609 ff.), wo der Tod zum Riesen sagt: „Habe ich dir nicht einen Boten über den anderen geschickt? Kam nicht das Fieber, stiess dich an, rüttelte dich und warf dich nieder?“ Ganz im selben Sinne gilt auch bei den Südlaven das Fieber als gewöhnlicher Vorbote des Todes. Jemand stellte sich scheinkrank, und forderte im freveln Übermute den Tod heraus. Kaum waren die lästerlichen Worte ihm über die Lippen, packte ihn plötzlich ein grimmiges Fieber, er musste sich ins Bett zurücklegen und in einigen Augenblicken hatte er seinen Geist ausgehaucht.

Eine slovenische Sage, die auch in Versen im Volke bekannt ist, erzählt, der hl. Thomas habe die Smrt listig in ein Fass (lagev) eingeschlossen, und sie sieben Jahre lang gefangen gehalten. Das ist eine verstümmelte Variante des in ganz Europa verbreiteten Volksmärchens vom Tod, den ein schlauer Schmied mürbe gehämmert. Erst jüngsthin hat Reinhold Köhler, der Meister deutscher Volksforschung, eine neckische italienische Fassung des Märchens besprochen (Goethe und der italienische Dichter Domenico Batacchi. Berichte der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1890. S. 72—78). Das Vorkommen dieses Märchens bei den Südlaven ist litterar-historisch bemerkenswert und darum ist die Wiedergabe einer vollen Fassung rätlich.

Die südslavische Variante (aus Slavonien) steht sehr nahe der deutschen, wie sie bei Grimm zu lesen ist. Das Märchen hat Anklang gefunden, so dass der schlaue Schmied, sogar einen echtslavischen und noch dazu einen alten, jetzt nicht mehr üblichen Namen bekam. Er heisst Koren kovač (Koren der Schmied). Man wisse, dass koren „Wurzel“ bedeutet und dass mit Wurzelwerk (altsl. korenije) gezaubert und ab und zu geheilt wird. Man versteht wohl das ältere Wort korenije im Sinne von Zauberwerk und korenitiči von Zauberer. Koren ist daher der Zauberer.

„Es lebte einmal in einem Dorfe ein reicher Schmied, der hiess Koren. Er besass viele Häuser und Güter und dazu einen schönen Weinergarten, der ihm jedes Jahr seine hundert Eimer Wein trug. Nun traf es sich einmal, dass der Schauer alles auf dem Felde und in den Weinbergen zusammenschlug. Auch Korens Weinberg blieb nicht verschont. Als die Weinlese zu Ende war, konnte Koren den ganzen Ertrag — volle drei Mass Wein — selber leicht heimtragen. Sprach Koren: „Ei, Gott sei es gedankt, dass ich selbst das bekommen habe. Nun will ich diesen Wein mit dem Erbst besten, der mir in den Weg kommt, austrinken. Was soll ich diese Last bis nach Hause schleppen?“

Singend zog er heimwärts, als ihm plötzlich ein unbekanntes Frauenzimmer den Weg vertrat. „Gott zum Gruss, Schwägerin“, sagte Koren freundlich und vergnügt. — „So helfe dir Gott, mein Koren,“ sagte das

Frauenzimmer. Darauf Koren: „Weisst du was, ich hab's mir zugesagt, dass ich mit dem Erstbesten, der mir in den Weg kommt, diese drei Mass Wein, die ich im Fässchen trage, gemeinschaftlich austrinken werde. Ich besitze dir, Tschaperl (nebore), einen Weingarten, der wirft mir Jahr aus Jahr ein hundert Eimer Wein ab, heuer aber bekomme ich dir, schau her! blass drei Mass. Gut, dass ich wenigstens noch die bekommen habe.“ Das Weib entgegnete: „Mein lieber Koren, dich suche ich gerade. Mache dich fertig, ich bin die Smrt. Bog hat mich auf dich losgeschickt; weil ich dich aber nicht daheim angetroffen, bin ich dir entgegengegangen.“ — „Mache keine Dummheiten, Smrt! zuvor muss ich mein Versprechen einlösen, dann bin ich bereit; kannst machen mit mir, was dir beliebt“. Sagte es und reichte der Smrt das Fässchen hin. Die Smrt nahm das Fässchen und that einen langen Schluck daraus, den Rest trank Koren aus.

Nun waren sie Beide ziemlich guter Dinge, und Koren sagte: „Merkwürdig, das Spundloch ist so klein, und doch haben wir den Wein so bald herausgekriegt. Horch mal Smrt! als Kind noch, es ist schon freilich längere Zeit her, habe ich erzählen gehört, du könntest dich so dünn machen, dass du mit Leichtigkeit durch dieses Spundloch ins Fässchen hineinschlüpfest. Alles glaub' ich gerne, doch so etwas ist doch nicht möglich. Hab' ich recht oder nicht?“ — Entgegnete die Smrt: „Mein lieber Koren, du hast wirklich nicht recht; denn ich kann mich wie ein Strohhalm dünn machen und überall hineinschlüpfen“. — „Na, sei so gut! Probier's einmal, damit ich auch dieses Wunder vor meinem Hinscheiden noch sehen könne“.

Die Smrt verdünnte sich wie ein Strohhalm und schlüpfte durch das Spundloch ins Fässchen hinein; im selben Augenblick aber spundete Koren das Loch mit dem Stöpsel so fest als möglich zu und trat den Heimweg an. Die Smrt begann ihn zu bitten und zu beschwören, er soll sie freilassen; sie werde ihm ja nichts thun, sie wolle ihn sein Lebtag in Frieden lassen, doch es half ihr nichts. Daheim stieg Koren auf den Boden und hing das Fässchen in den Rauch. Seiner Frau aber teilte er die Geschichte mit und sagte ihr, sie möge reinen Mund halten.

So verstrichen volle sieben Jahre, dass sich die Smrt im Rauchfang selchte. Bei Koren starb inzwischen keine Seele, so dass sich darob alle Welt bass verwunderte. Endlich wurde Koren bange, Gott (Bog) könnte ihm den Streich übel nehmen und darum stieg Koren auf den Boden hinauf und spundete das Fässchen auf. Die Smrt war schon ausgedörrt wie ein Heuhalm. Flugs entwich sie aus ihrem Kerker und rannte schleunigst davon.

Alsdann begann ein allgemeines Sterben, nur Koren und die Seinigen blieben verschont. Da sagte Gott der Herr schliesslich zur Smrt, sie solle auch Koren vom Leben scheiden; doch die Smrt mochte um keinen Preis den Auftrag ausführen, weil sie sich vor Korens Listen fürchtete.

Als Gott sah, dass er mit Hilfe der Smrt nichts ausrichten könne, schickte er den Teufel (gjavo) über Koren.

Der Teufel kam zu Koren, und Koren sagte zu ihm: „Ich sehe schon, es geht wahrhaftig nicht mehr so weiter. Das Alter hat mich schon zusammengeschlagen, ich gehe gleich mit dir, nur möchte ich noch zu guter letzt für die Kinderchen zwei, drei Hauen und Schaufeln schmieden. Zum Unglück aber ist just der Blasebalg verdorben. Geh, sei so gut und schlüpfe in den schadhaften Balg hinein und blas mir das Feuer an“.

Wie der Teufel schon von Haus aus arglos ist und an nichts Schlechtes denkt, schlüpft er in den Balg hinein. Kaum aber ist der Teufel drinnen, so versperrt der Koren geschwind das untere Pfauchloch, vernagelt das Blasrohr vom Balge und ruft seine Gesellen, lauter handfeste Kerle herbei. Jeder ergreift einen schweren Hammer, und nun wird aus allen Kräften auf den Balg losgehämmert, dass die Funken stieben. Der Teufel brüllte vor Schmerz wie ein kranker Ochse. Als sie ihn fast halb totgeschlagen, gelang es ihm endlich durch einen Riss in dem Leder zu entweichen. Einen Fuss hatten sie ihm gebrochen. Seitdem hinkt der Teufel mit einem Bein.

Der Hinkteufel begab sich vor Gott und erzählte, was für einen verfluchten Tanz Koren mit ihm aufgeführt habe. Gott der Herr sah ein, dass Koren schon zu lange lebe, und darum schickte er ihm gleich drei Teufel auf einmal auf den Hals. Koren betrog auch diese drei. Es war gerade ein sehr kalter Winter und Koren möhnte sich just ab, einen grossen Eichenblock zu spalten, als die Teufel bei ihm erschienen. Er überredete die Teufel, sie möchten ihm spalten und speideln helfen, damit es seinen Kinderchen an Holz zur Feuerung nicht fehle, dann wolle er gleich mit ihnen fortziehen. Die Teufel sagten „ja“, denn sie witterten dahinter nichts Böses.

Da hieb Koren die Axt in den Block hinein und rief den einen Teufel: „Komm schnell her und steck die Finger in den Spalt hinein, bis ich für die anderen zwei und für mich Spalten mache. Dann werden wir mit vereinten Kräften auf einmal den Block auseinanderreissen“. Ebenso betrog er auch die zwei anderen Teufel, so dass sie die Finger im schweren Holzblock fest eingeklemmt hatten und nicht hin und nicht her konnten. Jetzt rief Koren schnell seine Gesellen herbei; die kamen mit eisernen Stangen und schweren Hämtern und schlugen wie blind auf die drei Teufel los, bis sich die dieselben vor Schmerz die Finger abbissen und davonrannten.

Weder Smrt noch Teufel behelligten mehr Koren den Schmied. Und Gott liess ihn auch in Ruh, weil er wusste, Koren werde das Leben ohnehin satt bekommen. So war es auch. Als Koren des Lebens endlich überdrüssig geworden, machte er sich auf den Weg in den Himmel. St. Petrus fragte den Herrn: „Da draussen steht Koren der Schmied, soll ich

ihn hereinlassen?“ — „Warum nicht gar! Er soll sich zum Teufel scheren!“

Also ging Koren zur Hölle. An der Höllenthüre war ein Guckloch mit einer Klappe. Kaum erblickten ihn die Teufel durch das Loch, so erhoben sie einen Höllenlärm: „Das ist ja Der, der uns zu leidigen Tagen geschlagen! Den lassen wir nicht herein, der ist im stande und jagt uns alle aus der Hölle hinaus!“ Und hurtig verrammelten sie das Höllenthor.

Koren kehrte wieder zum Himmel zurück und pochte an die Himmelpforte an. „Wer da?“ fragte St. Petrus. „Ich, Koren der Schmied. Wollte in die Hölle, die liessen mich aber nicht hinein; bin darum zurückgekehrt.“ — „Ja, hab' ich dir denn nicht gesagt, dass für dich hier kein Platz ist?“ — „Weisst was, St. Petrus, lass mich wenigstens hineinschauen ins Paradies, dann will ich dich nicht mehr belästigen.“

St. Petrus mochte ihm die Bitte nicht abschlagen und öffnete ein wenig die Pforte. Da rief ihn jemand im Himmel, und während er hinsah, schlüpfte husch! Koren in den Himmel hinein und setzte sich auf einen Haufen alter Kleider. „Pack dich nur schnell wieder hinaus“, rief ihm St. Petrus zu. Doch Koren antwortete: „Ich gehe nicht. Ich sitze auf meinen alten Kleidern, die ich einst einem Bettler geschenkt habe. Von meinem Eigentum lass ich mich nicht wegjagen“. Petrus er hob Beschwerde bei Gott dem Herrn, doch der Herr war gnädig und sprach: „Na, so lass ihn ungeschoren. Ein andermal passe besser auf.“ Also weilt Koren noch immer im Himmel“.

Eine slavonische Variante dieses Märchens lässt den Schmied zwei müde Wanderleute, Gott und den hl. Petrus, beherbergen. Der Schmied bittet sich die einzige Gnade aus, dass, weil ihm die Früchte von seinem Nussbaume so oft weggestohlen werden, jeder auf dem Baume bleiben müsse, wenn er ihm „bleib oben“ zuruft. Als die Smrt zum Schmied kommt, beredet er sie auf den Baum hinaufzusteigen. Der Nussbaum ist zum Aufenthaltsort und Tummelplatz unheimlichen Hexengelichters geworden. In solche Gesellschaft mag man sich die Smrt gern hineindenken.

Nichts Anderes als den von auswärts ins Slavische hineingebrachten Knochenmann, dürfen wir in der, im Volksglauben der katholischen Kroaten wohl nur vereinzelt vorkommenden Smrt, erblicken, wie sie von einem Kroaten, Namens Modrušić (in Kukuljević's *Arkiv za povjestnicu u. s. w.*) beschrieben wird.

„Wenn der Mensch in den letzten Zügen liegt, eilt die Smrt auf Drachenflügeln (na zmajevih krilih) zu ihm hin; ihr Gefolge bilden sechs gräuliche Hunde, die gleich grauen Gebirgswölfen hungrig sind. Man sagt, Smrt bestehe aus lauter Knochen und Haut; ihr Hals sei dünn wie ein Mühlseil (palamar). Vor Hunger und Kummer ist sie wie der Satan (bijes) bösartig. Erblicken können sie nur diejenigen, deren Leben eben noch an einem Haare hängt. Wenn sie in die Nähe des Hauses gekommen

ist, hockt sie sich auf den Zaun nieder und reisst den Mund auf wie ein nüchterner Wolf. Sie versteckt sich in allen Winkeln, damit sie nicht erkannt werde, und nachdem sie sich mit ihrem Gefolge von sechs Schnappern ausgerastet, geht sie ins Zimmer hinein, wo der Kranke liegt. Ist der Kranke nur noch etwas bei sich, so brüllt er bei ihrem Anblick furchterlich auf und beginnt mit Händen und Füßen zu strampeln. Er schreit aus voller Kehle, man solle sie hinausjagen. Und wenn man ihn tröstet und ihm rät, er möge die Augen schliessen, so nützt das nichts, er schaut die Smrt doch. Droht er ihr mit der Hand, so zeigt sie blass mit den Fingern auf die Sense. Man sagt, sie stehe dort, wohin der Sterbende schaue. Die Teufel in Gestalt von Hunden umringen den Ärmsten; der eine Teufel stellt sich ihm zu Häupten, der andere zu Füßen, zwei rechter und zwei linker Hand, alle sprungbereit um im entscheidenden Augenblick die herausfahrende sündige Seele zu ergreifen. Inzwischen schleicht sich die Smrt an den Tisch, zieht unterm Arm eine Schachtel voll Rasiermesser hervor und legt die Messer auf den Tisch auf. Dann nimmt sie ein Messer nach dem anderen und zieht es über dem Lederriemen ab. Nachdem sie ein Messer für gut befunden, macht sie zur Probe einen Einschnitt in ihre eigene Handfläche. Kaum berührt sie mit dem Messer das Fleisch, so spritzt schon ein dunkler Blutstrahl aus der Hand in den Balken über dem Kranken hinauf. Sobald der Kranke dies erblickt, fängt er an die Augen zu verdrehen und zu röcheln.

Wer die Smrt bei dieser Arbeit beobachten will, braucht nur auf den Besen unter den Füßen des Kranken zu treten; doch keiner getraut es sich, denn jeder hat schon an dem Namen der Smrt genug, geschweige denn, dass er sie noch sehen wollte. Bei dieser Gelegenheit pflegen die alten Weiber, die beim Sterbenden weilen, einander zuzuwhispeln: „*drago moje! kako ga muči! sad ga kolje!*“ („O du mein Lieb! wie sie ihn martert! ha, jetzt schlachtet sie ihn ab!“). Der Mensch sperrt den Mund auf, die Seele kommt zum Vorschein, die Hunde packen sie und rasch ist sie drinnen im Schnappsack. Die Smrt wischt das Rasiermesser ab, legt es zu den übrigen,wickelt alle hübsch ein, steckt sie unter den Arm, schwingt die Sense über die Schulter und geht weiter, die Hunde hinterher.

So geht es zu, wenn ein Sünder stirbt; die Seele des Reuigen empfangen aber die gebenedete Jungfrau Maria und die Engel, vor welchen sich die Smrt verbirgt und die Hunde verkriechen.“

Wieviel unser kroatischer Gewährsmann aus eigenem Erdichtungsborne schöpfte, lässt sich nicht bestimmen; gewiss aber ist das Eine, dass er seinem Volke Vorstellungen zuschiebt, die letzterem vermöge seines Bildungsgrades nicht zugesprochen werden können. Die Teufel in Hundegestalt, die Smrt mit der Sense, sowie die Rasiermesser, gehören dem echtslavischen Volksglauben nicht an.

Dem Volksforscher liegt es ob, nicht blass die volkstümlichen An-

schaubungen aufzusuchen, sondern auch die Erzeugnisse einer sogenannten Kunstpoesie, welche man auf Rechnung des Volkes von unberufener Seite setzt, auszuspüren und fest zu bezeichnen. In der Kurelaeschen Sammlung kroatischer Volkslieder aus Ungarn finden sich zwei Lieder an die Smrt (popívka od smrti) aus Petrovoselo (Szent - Péterfalva, Prostrum), die sich durch Betrachtungen und Gelahrthuerei als mönchische Machwerke offenbaren, woferne sie nicht,* so auffällig dies auch klingen mag, eine verkürzte Übersetzung der Ode an den Tod in Kortüms „Jobsiade“ sind. Der Seltsamkeit halber soll das kürzere Lied (St. 624. S. 276 f.) hier mitgeteilt werden:

„O furchtbare Smrt, o böse Smrt — wieviel Wunder vollbringst du! — Dein bitteres Gedenken — verwundet heftig mein Herz. — Wer immer dein Leid erfährt — aus ihm muss die Seele hinausfahren. — Wen dein Pfeil verwundet — den schützt kein Purpur — dem frommen kein Apotheker — dem frommen selbst die feinen Doctores nicht. — Der braucht nicht nach Padua zu gehen — noch in irgend eine Apotheke. — Vergebens trägt er Amulete — vergebens alle möglichen teuflischen Zaubereien. — Er muss die Blätter, die Pflaster und die Wurzeln auf die Seite legen. — Weder ein Trunk Alkermus — noch die Fratres aus der Stadt Wien — vermögen ihn zu erretten, — dass er nicht zum Gefangenen der Smrt werde. — Denn entzieht sie jemandem das Leben — so drückt sie ihn mit weichem Fusse nieder. — Sie thut dem Alter nicht schön — und berücksichtigt nicht die Jugend. — Sie fürchtet sich vor dem Zornigen nicht — sie hat keine Angst vor dem Mutigen. — Wo ist Samson, der kraftstrotzende Ritter — wo Herkules, der grosse Held? — Wo ist Alexander, der Mächtige — der über die ganze Welt herrschte? — dessen Gefangener Darius — die Perser und Ägyptus waren? — Wo ist Julius, der erste Cäsar? — der mit einem Löwengespann daherfuhr? — der den Pompeius ermordet — und die Urbs eingenommen hat? — Wo sind die übrigen vielen Cäsaren — jeder im Heldenhum hervorragend? — Über alle trugen sie den Sieg davon, — nur dich, die einzige, konnten sie nicht besiegen. — Allen hast du die Kronen, allen die Waffen und die schnellen Rosse genommen — dass dir niemand entweichen, — dass jeder ins Grab sinken musste“ etc. etc.

Wie kann man solches Zeug für ein Volkslied ausgeben?

(Fortsetzung folgt.)

Die Annalen des Bischof Gísli Oddsson in Skálholt von 1637.

Mitgeteilt von Jón þorkelsson.

Unter den Handschriften, welche Professor Finnur Magnússon 1832 der Bodlejanischen Bibliothek in Oxford verkaufte, sind zwei Papierhandschriften in 4°, Nr. 50 und 51, welche die Annalen des Gísli Oddsson, Bischof von Skálholt auf Island, von 1631—1638, enthalten. Diese Annalen sind im Jahre 1637 geschrieben und jetzt nirgends sonst als an der vorgenannten Stelle zu finden. Beide Handschriften sind Originale, wenn es auch ungewiss ist ob von der eigenen Hand des Bischofs, abgesehen von der Unterschrift in Nr. 50 und einem kleinen Abschnitt in 51.

Die Annalen beginnen mit dem Jahr 1106 und gehen bis 1637, überspringen aber viele Jahre, so dass von 1106 bis zum Ende des 14. Jahrhunderts nur folgende vorkommen: 1106, 1117, 1153, 1158, 1159, 1165, 1168, 1181, 1199, 1223, 1226, 1227, 1238, 1240, 1244, 1245, 1275, 1279, 1308, 1331, 1340, 1342, 1346, 1374 und 1379. Es ist dies alles ohne Wert, denn es ist nur anderen älteren Annalen und Quellenschriften entnommen, von welchen manche sehr unzuverlässig sind (den Oddaverjannalen, der Lysanderskronik 1608). Professor Gustav Storm in Kristiania hat eine Untersuchung darüber gegeben im Arkiv für nord. Filologi VI. Neue Folge H, 351—357. Es war zum ersten Mal, dass diese Annalen beachtet wurden; aber Storm fehlten alle Aufschlüsse über den späteren Teil des Jahrbuchs, von dem man vermuten konnte, dass er beachtentwert sei. Ich freute mich deshalb im Sommer, als ich die Aussicht hatte nach England zu reisen und isländische Handschriften zu untersuchen, an das Jahrbuch Gísli Oddsson zu kommen, weil ich darin grosse historische Kenntnis, besonders aus dem 17. Jahrhundert zu finden erwartete, der Zeit, in welcher der Verfasser selbst lebte, zumal es kein unbedeutender Mann, sondern der Bischof von Skálholt war, der geschrieben hatte. Allein ich wurde in meiner Hoffnung gänzlich getäuscht, da er keines historischen Ereignisses gedenkt, das nicht anderwärts ebenso gut erwähnt wird. Aber das sah ich, dass er sehr merkwürdig in volkskundlicher Hinsicht ist, denn er ist voll von Aberglauben und wunderlichen Ereignissen und erzählt Volkssagen, die sonst nirgends erwähnt werden. Es ist in Wahrheit die

älteste isländische Volkssagen- und Aberglauben-Sammlung, nach dem Beginn der stark abergläubischen Zeit, die mit dem 17. Jahrhundert anhebt.

Jón Guðmundsson (gest. 1651) schrieb als ein Zeitgenosse von Gísli, wenn auch etwas später, und seine Schriften sind gewiss unverwerfliche Zeugen des Aberglaubens der Leute; aber weil er sowohl ungelehrt als selbst sehr abergläubisch war, hat man, was er schrieb, als seine eigenen Erzählungen angesehen und nicht als die seiner Zeitgenossen, und hat alle Zauber- und Gespenstergeschichten sowie den isländischen Aberglauben des 17. Jahrhunderts auf seine Rechnung gesetzt. Allein dass wirklich alles das tief im ganzen Volke wurzelte, ergiebt sich leicht, sobald man sieht, dass der Bischof von Skálholt seine Annalen mit diesen Dingen anfüllt. Ich schrieb deshalb die Annalen von 1402—1637 ab und liess das frühere weg, weil es ganz ohne Nutzen war.

Die Handschrift 50 hat die Annalen vollständig, aber 51 reicht nur über die Zeit von 1606—1637, und schiebt nach 1612 verschiedene Stücke aus dem 14. Jahrhundert ein. Die Jahre 1606—1637 finden sich also in beiden Handschriften. Aber ihr Hauptunterschied ist, dass 50 weit vollständiger und besser als 51 ist in dem, was sie beide haben. Auch die Jahrreihe ist in 51 sehr unrichtig, so dass ich glaube, dass diese Handschrift in Wahrheit ein Entwurf und nicht das Umgekehrte sei, wie Storm nach Cand. Collin glaubt.

Die Überschrift der Annalen ist diese:

Annalium in Islandia farrago
Hinc inde descripta.

Ich hatte beide Handschriften bei der Abschrift vor mir und nahm das, was das Vollständigste in einer von ihnen war, auf.

Von diesem Teil der Annalen ist nicht viel Anderes zu sagen, als dass er selbständig und deshalb bemerkenswert ist. Gleich die Erzählung von der Pest (plága) von 1492 (1495) ist selbständig und anders als bei Jón Egilsson, so dass jeder der beiden für sich steht. Das Eigentümlichste ist, dass der Annalist entgegen dem, was man erwarten sollte, sich scheut etwas von der Landesregierung oder den Landesvorstehern zu sagen, und es durchaus vermeidet den Tod ausgezeichneter Männer zu erwähnen. Der Verfasser führt nicht einmal den Tod seines Vaters, des Bischof Oddur, 1630 an; nicht mit einem Wort den Stadtbrand von Skálholt im selben Jahr; kaum erwähnt er die Türkeneplünderei von 1627, und nicht hält er es der Mühe wert, bei diesem Jahr des Todes des Bischof Guðbrandr zu gedenken. Ein einziges Mal erwähnt er den Tod eines hervorragenden Mannes, aber das ist der Wassertod Gísli Árnasons in Blautakvísl bei Bólhraun, den er 1603 setzt. Er erwähnt ihn augenscheinlich nur, weil es wunderlich dabei zuging und ein ungeheuerer Fischzug das Netz zerriss.

Gíslis Tod wird in anderen Annalen nicht aufgeführt; das Jahr wäre nach meiner Meinung richtiger 1612 oder 1613. Unwetter und Feuerbrünste berührt der Verfasser als merkwürdig, was ihm nahe lag, da er so reichlich allen Geschichten von Naturmerkwürdigkeiten nachjagt, wie Missgebüten, Meteoren, Nebenmonden und -Sonnen, freiwilligem Glockengeläut, Ungeheuern und Wundererscheinungen.

Von den Geschichten, welche die Annalen erzählen, sind besonders interessant: die Geschichte von dem Mädchen in Hvamm 1599, von dem Mädchen in Berghyl 1606 und die prächtige Gespenstergeschichte von dem Spuck des Ivar Eyjólfsson von 1606, und nicht zuletzt die hier zum ersten Male erwähnte Hexerei þorleifur Þórðarson (Kjapta - Leifi, Galdraleifi), der erst im Jahre 1647 starb. Alle diese Geschichten sind sonst unbekannt.

Candidat Collin, welcher den älteren Teil der Annalen im Winter 1888/89 für Professor Storm auszog, hat geklagt, dass die Abschriften schwer zu lesen seien, und gewiss ist es nicht so leicht, da die Dinte zuweilen durchgeschlagen ist.

Der Bischof sagt am Schluss, dass Séra Ketill Jörundsson (gest. 1670), der in Skálholt erzogen und um 1637 dort Locator war, die lateinische Übersetzung grösstenteils gemacht habe. Aber die Hand in keiner der beiden Handschriften gleicht der Hand Séra Ketils.

Es ist hier wohl an der Stelle von Bischof Gísli selbst etwas zu berichten.

Sein Vater war der bekannte Bischof Oddur Einarsson (geb. 1559, gest. 1630), seine Mutter Helga Jónsdóttir, vom Geschlecht Bischof Jón Arasons. Gísli ward 1593 geboren, im Jahre 1616 Priester bei seinem Vater in Skálholt. Schulmeister war er 1621—22; dann ward er nach Stafholt im Borgarfjörd ernannt, und 1623 Pfarrer in Holt undir Eyjafjöllum. Im Jahre 1622 verheiratete er sich mit Sigríðr Björnsdóttir; die Ehe blieb kinderlos. Aber zuvor hatte er ein uneheliches Kind mit Gróa, der Tochter des Priesters Eyjólfur Arnpórsson in Gardar. Auf dem Alþing von 1631 nach dem Tode seines Vaters ward er zum Bischof gewählt, gleichzeitig sein Bruder Árni zum Lögmann. Er starb auf dem Alþing am 1. Juli 1638. Diese drei, der Vater Bischof Oddur und die Söhne Bischof Gísli und Lögmann Árni waren sämtlich hervorragende Männer. Bischof Oddur war von einer alle anderen überragenden Grösse und Männlichkeit. Er und der Sysselmann Ari Magnússon í Ögri (gest. 1652) waren auf dem Þingfelde leicht kenntlich, denn sie ragten mit Haupt und Schultern über die ganze Versammlung hinweg. Oddur war mit der Gabe, die Zukunft zu sehen, ausgestattet, und stand im Rufe, vieles voraus zu sagen, was sich später erfüllte. Begreiflicherweise ward er für einen Zauberer und im Verkehr mit den Elben gehalten; es giebt viele Geschichten davon. Er war ein sehr gelehrter Mann und von ihm stammen

die ältesten isländischen Sagenhandschriften nach der Reformation. Von der alten Litteratur rettete er viel vor dem Untergange, indem er es abschreiben liess.

Árni, der Lögmán, war so berühmt wegen seiner Rechtschaffenheit, dass er ohne gleichen galt. Es wird von einem Verbrecher erzählt, dass er an den meisten Landeshauptleuten etwas zu tadeln gehabt habe, aber von Árni Oddsson habe er gesagt, dass er nur gutes an ihm gefunden. Gísli Oddsson war, wie sein Vater, ein sehr starker Mann und durch seine Kräfte so berühmt, dass Sagen davon gingen. Eine derselben ist die, dass er den grossen Skálholtamboss, welcher 480 Pfund wog, ohne auszuruhen, rings um die Schmiede und in sie hinein getragen habe.

Das Gerücht hatte sich verbreitet, dass Gísli etwas zum Trunk geneigt sei, und das wurde ihm bei der Bischofswahl zum Vorwurf gemacht. Es ergab sich freilich, dass es nicht so schlimm war, als man sagte. Dennoch glaubten viele, dass seine Anlage zum Trinken schuld daran sei, dass er kein höheres Alter erreichte.

Bischof Gísli galt zu seiner Zeit für einen gelehrten Naturkundigen; auch hat sich eine Schrift von ihm erhalten, welche, wenn man will, noch merkwürdiger als die Annalen ist, eine Beschreibung Islands von 1638. Das einzige Exemplar liegt in der Sammlung Finnur Magnússons in Oxford unter No. 84, 4°, und ist im ganzen 203 Seiten stark. Es ist Original, wahrscheinlich vom Verfasser selbst geschrieben. Finnur Magnússon hält dafür, dass es die Schrift sei, welche in der Bibliotheca Reseniana (Hafn. 1685) dem Bischof Oddur, Gíslis Vater, zugeteilt wird, und das ist nicht unwahrscheinlich, weil Odds Schrift sonst nirgends zum Vorschein gekommen ist.

Die Schrift führt den Titel *De Miribilibus Islandiae*. Ich zog sie im Sommer aus, und weil sie in nächster Verbindung steht mit den Aufgaben dieser Zeitschrift, werde ich einiges daraus vorführen, besonders weil diese Schrift früher nirgends sonst erwähnt worden ist.

Voran steht dieser Satz:

Anno 1638 18 Aprilis Descriptionem rerum admirabilium quæ in patria occurunt ordior quod utinam tam felici sydere ac auspicio quam voluntate simplici mente candida et veritatis studio bene vertente Deo. fiat.

Hintenan steht:

Explicit libellus ad Calendas Majas.

Die Schrift kann recht lehrreich heissen, aber es fehlt nicht an Aberrationen, besonders in den Elbensagen. Von dem Inhalt geben die Überschriften der 40 Kapitel die beste Vorstellung.

1. De situ Islandiæ ad elevationem poli.
2. De Glacie boreali aut Gronlandica cum adjunctis.
3. De Meteoris miris et varijs a rore mellito.
4. De terræ motibus et ignium eruptionibus ijsdemque diversis et horrendis.
5. De quasi meteoris in mari.
6. De portentis fluminum.
7. De monstris in mari.

8. De piscibus grandioribus seu animalibus oceanii. 9. De minoribus etiam quasi animalibus. 10. De pisciculis minusculis maris. 11. De minutulis piscibus fluviatilibus. 12. De avibus præcipue domesticis. 13. De adventilijs seu æstivalibus aviculis. 14. Opinio de hibernatione avicularum ibidemque de Aradalis. 15. De avibus marinis. 16. De insectis volatilium. 17. De reptilibus insectis. 18. De animalibus terrestribus. 19. De feris. 20. Designatio præcipuarum alpium, stagnorum, fluviorum ac sinu[u]m in Islandia. 21. Appendix superiorum. 22. De insulis primarijs circa continentem habitatis. 23. De insulis Vestmannorum singulariter. 24. De graminibus et herbis. 25. De fructicibus et radicibus. 26. De arbusculis et arboribus. 27. De quibusdam locis notabilibus. 28. De admirandis fossilibus. 29. De metallis. 30. De lapidibus et gemmis. 31. De Puteolis et fontibus varijs. 32. De diversitate antrorum et speluncarum 33. De subterraneis gigantibus et hominibus. 34. De eorundem miraculis. 35. De balneo arenario nobilissimo (non procul a villa Reykiahlid). 36. De hominum indole et institutis. 37. De balenarum venatione. 38. De artificialibus admirandis. 39. De ingenijis sollertissimis. 40. De operis fæminarum ac ibidem de Farre Islandico.

Im Kap. 6 wird von der Schlange im Lagarfljót erzählt, von der die Annalen sagen, dass man sie oft sehe. Sie ist aller Schlangen fürchterlichste. Einige sagen, dass sie eine Meile lang sei, doch stimmen die Angaben darüber nicht, wie viele Krümmungen sie hat: ein, zwei, drei werden angegeben. Sie ist entsetzlich und regt den Fluss so auf, dass er auf das Land überströmt. Sie gebärdet sich so schlimm, dass die Erde erbebt und die Häuser in der Nähe wanken. Sie ist sehr hässlich. Es wird erzählt, dass einmal ein Bischof sie aus dem Fluss hinwegbannen wollte und sie war verschwunden, so lange der Bischof da war. Als er aber fortgegangen, kam sie wieder zum Vorschein und sie war durchaus nicht angenehmer als zuvor.

Im Lagarfljót sind zwei andere Ungeheuerarten: gefährliche Seehunde und ein schrecklicher Roche. Stephán Ólafsson (gest. 1688) erzählt von diesem Ungetüm in der Raunkufótsríma (meine Ausgabe I, 115–117) und sagt, dass die Schlange auf Gold liege und mit Kopf und Schwanz am Grunde festgewachsen sei; sie sei dritthalb Meilen lang:

Ormurinn sá, sem uppi í fljóti er endilangur,
hart við brá, er brast í rót og bylgjugangur
Fastur á haus er hermt hann liggi og hala sínum,
gildan hnaus af góðri byggir grábaksdýnu.
Hálf þingmanna langur leið nam lykkjur keyra
ekki grannur upp úr breiðum ýmis dreyra.
Skatan liggar bardabreið í báru glaumi,
snýr upp hrygg og eingu eyrir út hjá Straumi.
Svo sem ey er á að líta ypt úr glýju,
langt nam teygja úr hylnum hvíta halana níu.
Selurinn einn er undir fossi int að bólmi,
hans augasteinn er bjartur blossi, en bak sem hólmi.
Lámum spennir leyndar krár um lægis grunna,
framan úr enni hans er hár sem hríslu runnar.

Dann erzählt Bischof Gísli, dass eine unermesslich grosse Schlange in der Skaptá sei; ihrer wird auch in den Annalen gedacht.

In der Hvítá bei Skálholt ist ein furchtbar grosses Ungeheuer, das sich in allen möglichen Tiergestalten zeigt. Weiter erwähnt Gísli, dass es Nicker, und zwar keineswegs kleine, in den Gewässern gebe.

Im 14. Kap. gedenkt er, dass Áradalur „in historiis nostris“ berühmt gewesen und dass man dieses Thal als „campos Eliseos“ betrachtet habe. Nun sei aber seit langen Zeiten niemand dorthin gekommen, und keiner wisse, wo es liege.

In Kap. 33 erwähnt der Bischof die Trolle, welche in Felshöhlen wohnen sollen. Er sagt also gewiss, dass sie ausgestorben seien; doch lebten noch Menschen, welche sie gesehen haben wollen. Sie seien fürchterlich hässlich, aber nicht so besonders schlimm. Sie liebten die Dunkelheit sehr.

Demnächst nennt er die Elben, welche man „jam diu“ für wirkliche Menschen (*pro veris hominibus*) hält, und die in Wäldern und Höhlen wohnen.

Die Elben (*álfar*) nennt er von doppelter Art. Die eine ist das Huldufólk, das sind die bösen Elben, die den Menschen übel wollen. Die andere Art sind die Ljúflingar, das sind die guten, welche sich mit Menschen verbinden. So sagt Gísli, dass einer solchen Verbindung das Mókollsgeschlecht entstamme¹⁾.

Im 34. Kap. erzählt er weiter von den Elben und berichtet Sagen von ihnen dieser Art:

Ante aliquot annos Parvulos quosdam tam pueros quam puellas surripere conati sunt monticolæ, quorum alij semianimes et malitiose tractati, alij aio tempore penitus emortui nostratisbus restituti sunt, alij tanquam catherinis ferreis detenti (quibus natura sua aut malo quodam fato oculi adeo sunt lyncei ut spectra conspectum illorum vitare nequeant) visi sunt. Tum vero alij nostratum paulo adultiiores apud eosdem aliquot septimanas communi victu in collibus et intra monticulos, quantum quidem ipsis visum est, habitaverant, ut iam nihil dicam de his quæ commercia et conversationem cum illis subdole ac nefarie communicaverant, tum qui sine cibo vel potu naturali jamdiu inter nos victitarant, subterraneis istis victualia subministrantibus ad satietatem, idque præcipue de nocte, cujus rei exemplum hoc anno presente 1638 in provincia Mydal audire est. Addo fæminam quandam adhuc in vivis esse in eadem provincia et vicino loco Fagradal, quæ nunc adeo multos annos maritata illic habitaverat, lecto detenta propter aliquam corporis debilitatem omnibus ignotam, quia quandam harum familiarum habere credebatur nullo alimento sustentata multis inquam annis nisi lacte nigricantis vaccæ et generis ejus similiter atri coloris, et quod album est lac harum pecudum ex arte ab aliorum lacticinijs dignoscere fertur, fæmina quoad gustum et olfactum nec non omnia domus suæ prudenter satis ac fæliciter sola procurare et iam decumbens monitu fortasse ubi fabulantur monticolæ. Sed hæc omnia adeo incerta sunt et

1) Das Mókollsgeschlecht ist aus dem Borgarfjörðr im 15. Jahrhundert, es vermischt sich mit dem Hagageschlecht auf Bardastrand, und davon ist viel Volk gekommen.

occulte aguntur, ut nemo possit veritatem rei penitus indagare. Neque igitur pro veritate vendito, sed quasi opinionem vulgi recito; quod autem de victu asserui, per omnia verum esse autumo, quantum quidem mihi ex relatione constare licuit, ac puto certe. hic aliquas subesse præstigias Demmoniacas quamvis me laterent.

Im 38. Kap. berichtet er von menschlichen Arbeiten und Kunststücken, die merkwürdig sind, in folgender Weise.

Sic propria veluti industria ferramenta contemperare quidam solerter dedierunt, alij quoque sagittas manuarias et arcus vulpium nec non frameas lanceas proprio marte nullo præcunte ¹⁾) institutore promtius quam sperari poterat effererunt. Alij sculptilia quauis etiam literaturam ignorantes affabre tueunt et colant ad quaslibet imagines objectas arborum ferarum volatilium atque ideo ipsarum literarum, denique quod non natura docuit siquidem faber extit in plaga occidental, qui naviculam suis manibus condidit octoremis insignem, quos rotarum beneficio et funicularum omnes solus direxit nauclerus in puppi sedens, atque hoc pacto vastos sinus permeare potuit aëre tamen solerta, ventis enim et tempestatisbus cimba talis necessario quievit. Audivi alterum quendam dædale artem tentasse avicularum plumas et pennas colligendo, atque alas subaretando veluti indumentum corpori suo adaptasse et sine molestia volare potuisse etiam trans amnem Huyta i Borgarsyrd, cuius viri nepotes in vivis sunt. Neque id ipsum fabulosum neque ulla in magica quod putari potuerat factum est, sed arte tantum naturali. Adeo solertia sunt quædam nostrorum hominum ingenia. Vidi urinatorem nostratum qui non sicut alij natare solebat, sed tanquam piscis pinnas et caudam, hoc est manus et pedes agilime natando movit absque omni molestia adeo ut qua si in aqua tegere potuisset. Verum similia artificia, que naturam fere superant, alios docere quantum audivi vel plane negabant authores, vel etiam prudenter noluerunt, ne quisquam forte aliiquid simile infeciliter ac periculose tentaret. sunt ejusdem generis plura quæ brevitatibus studiosus at conscius negligo.

Est etiam inter nos hodie qui columbam volatilem proprijs manibus ingeniose atque arteficiose conflavit, ignem quoque evomentem. plura his addere nisi tempus me ad excellentia quædam ingenia hominum revocaret.

Im 40. Kap. spricht er ebenso von Arbeiten isländischer Frauen jener Zeit.

Fæminæ vero quibus solis, non autem maribus, concreditum est ut alimentaria tractent et ad usus quotidianos præparent, dixi vix potest quanta alacritate et insigni varietate quæcunque inter illas sunt nobiliores atque libiores rem admistrent, non solum ex lacti cuius innumeris sed etiam ex carnibus animalium pariter ac piscium cum jusculis suis non adsperrandis, sed etiam ex terræ fructibus et domestica farina, cuius nunc ferme oblitus sum. noscitur enim spontaneum quoddam frumentum quotannis copiose in australi plaga insulæ in provincia Medal-land præcipue, sed et alibi quoque tritico simile frumentum quod resecant incolæ annuatim et sedulo arefactum mola subigunt et fæminæ postea panibus atque pulmentarijs utiliter aptant, quæ quantumuis terrei saporis aliquid habeant eo quod non seruntur, tamen frugaliter atque ad satietatem aluit. solem tetiam fæminæ nostræ herbas seu gramina quædam singularia tam in montibus quam colliculis etiam littorum nata decerpere et colligere ac ad solem arefacta manibus suis conterere, ut farris cujusdam similitudinem induant aut vicem obeant istamque farinam qualem-

1) præenunte (!) ms

cunque pulmentarijs suis immiscere, ad panes vero plane est inhabilis atque inutilis. Neque procul abest a miraculo quod apud nos repperiatur fæmininum genus aliud, castitatis nota¹⁾ adeo preclarum ut virgines plurimas easdemque pietissimas²⁾ insula foveat, quæ nuptijs nunquam consenserunt sed quasi perpetuam virginitatem solo pietatis studio sibi sunt pollicitæ, aliud prolificante feracissimum adeo ut in effæta quasi senectu uterum gestare inveniantur usque ad annum 50 communitor et quedam ultra 60. Matrona quædam nobiliorum genere nata etiam nunc superstes est quæ 23 parvulos de suo utero sola enixa fuerat, gemellos ac tergemellos aliquoties pariens. Aque ita quæ sunt præcipue notatu digna hujus insulæ perstrinxisse videor miracula. Cætera quæ satis multa esse novi alijs reliquens quibus id per occasionem et qua sunt longe supra me eruditione præcellentiores abundantius et excellentius facere licet.

Diese Handschrift wird ohne Zweifel dieselbe sein, welche Hallgrímur Jónsson der Diakonus (gest. 1836) in seinen Rithöfundatal (Mss. Isl. Bókmentafélags Nr. 385, 4.) in dieser Art nennt: „Islands Naturgeschichte hat er (s. Gísli) zu schreiben begonnen“. Aber die Handschrift ist vollständig und der Bischof hat sie zwei Monat vor seinem Tode beschlossen.

Die Annalen erwähnt er in dieser Art: „(Er schrieb) Annalen, die in Kopenhagen sein sollen“.

Hallgrímur hat also gemeint, dass die Annalen in der Árni Magnússonschen Sammlung wären oder er hat gehört, dass Finnur Magnússon sie besässe.

Ferner nennt er zwei Handschriften. Die eine: De actionibus tantum nitentibus, deren Thema mit der bekannten Thatsache stimmt, dass Gísli ein redegewandter Mann war. Die andere Schrift ist nach seiner Angabe eine isländische Auslegung der reformierten Kirchenordnung Kristians IV. von 1633.

Das Briefbuch Bischofs Gísli ist noch erhalten und befindet sich in der Árni Magnússonschen Sammlung in Kopenhagen unter Nr. 244 bis 247, 4° und sein Geschäftsbuch (máldagabók) ebendaselbst unter Nr. 248, 4°.

1) oder: uota, ms.

2) pientissimas (!), ms.

(Fortsetzung folgt.)

**Segen und Heilmittel
aus einer Wolfsthurner Handschrift des XV. Jahrhunderts.**

Mitgeteilt von Oswald von Zingerle.

In der Bibliothek des den Freiherrn von Sternbach gehörigen Schlosses Wolfsthurn bei Sterzing in Tirol befindet sich eine, der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstammende, nun 109 Blätter umfassende Papierhandschrift in Folioformat, deren Inhalt so ziemlich alles, was damals in einem Haushalte als wissenswert erachtet wurde, bietet; ja noch mehr, da auch für Erbauung und Unterhaltung gesorgt erscheint. Der Leser wird belehrt über Obstkultur und Kellerwirtschaft, er findet Anweisungen zur Bereitung von Leder, Essig, Seife, Stärke, Wachs, Tinte, Pulver, Farben und Färbemitteln u. a., zum Reinigen der Kleider, zur Vertilgung von Mäusen, Fliegen, Flöhen und anderem Ungeziefer, zum Vergolden und Musieren, Ätzen von Stahl und Eisen, Glasleimen, Fladerziehen, zu Fisch- und Vogelfang, zur Konservierung der Eier und dergleichen mehr. Ausser diesen, dem Wirtschaftsbetriebe, den Bedürfnissen des täglichen Lebens und auch verschiedenen Passionen Rechnung tragenden Einzeichnungen, hat im übrigen die Heilkunde, mit Einschluss der Diagnostik, die Gesundheits- und Körperpflege vorzüglich Berücksichtigung gefunden. Für Krankheiten, Leiden, Schmerzen und Gebrechen aller Art sind die verschiedensten Mittel angegeben, andere sollen vor Schaden, der von Tieren oder Menschen droht, bewahren; wieder andere sind kosmetischer Art. Und all das steht, obwohl der Codex in seinem ursprünglichen Bestande von Anfang bis zu Ende ohne erhebliche Unterbrechung geschrieben ist, grossenteils untermischt durcheinander; nur ab und zu lässt sich eine sachliche Gruppierung wahrnehmen. So stossen z. B. inmitten des Abschnittes wie man den harn erchennen sol einige Heilmittel zu der spunne und zu den orn auf; Bl. 21 ist von Podagra und Harnstein die Rede; darauf folgt ein Verjüngungsmittel, dann ain goltgrunt, zu musiern ain varb, daran anschliessend wieder medizinische Rezepte, worauf von presten der paw me gehandelt wird.

Diese Unordnung entspricht dem gewöhnlichen Zustandekommen solcher Sammlungen: Auszüge aus einschlägigen Werken bildeten häufig die Grundlage, fortgesetzte Lektüre, mündliche Mitteilungen, eigene Kenntnis und Erfahrung führten dann zu Erweiterungen, zu Zusätzen, die an den Blatt-

rändern oder wo sich sonst noch Platz fand, eingetragen und von späteren Copisten in der gegebenen Reihenfolge abgeschrieben wurden. Dass vorliegende Kollektion zum Teil auf gelehrten Quellen beruht, beweisen schon die hin und wieder vorkommenden Berufungen auf Aristoteles, Socrates, Ypocras, Polyen, Constantinus und andere in den alten Arzneibüchern gerne citierte Meister; doch ist vieles unstreitig auch auf die früher angedeutete Art hinzugekommen.

Dem Kulturhistoriker gewähren derartige Sammelhandschriften oft reiche Ausbeute und es ist sehr zu wünschen, dass ihnen die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde. Über gar manches, was mittelalterliche Haushaltung betrifft, erhalten wir daraus allein genauere Aufschlüsse; und wenn diese Quellen auch vorwiegend dem späteren Mittelalter angehören, so lässt sich bei eindringlichem Studium doch für die Erkenntnis früherer Zustände mehr oder weniger daraus gewinnen, und halten wir die Gegenwart hinzu, so zeigt sich, dass hier und dort noch an alter Methode festgehalten wird. Das gilt in noch höherem Grade von den Heilmitteln, deren Mehrzahl in der Volksmedizin heutiges Tages noch Anwendung findet. Die Pflanzenwelt steuert bekanntlich hierzu das Meiste bei, auch animalische Stoffe erscheinen vielfach gebraucht, während mineralische weniger in Betracht kommen; außerdem spielen aber Gebete, Segen, Beschwörungen, Brieflein und ähnliches eine wichtige Rolle, und deren sowie anderer abergläubischer Mittel bietet der Wolfsturner Codex eine grosse Anzahl. Mehreres hiervon ist schon aus ähnlichen Publikationen¹⁾ bekannt; doch gebe ich den ganzen Vorrat, weil die Übereinstimmung in der Regel keine vollkommene ist und selbst geringfügige Abweichungen für die Entwicklungs- und Überlieferungsgeschichte von Bedeutung sein können.

In der Schreibweise habe ich mich an die Handschrift gehalten, nur der Gebrauch der Majuskel wurde in der üblichen Weise geregelt; auch röhrt die Interpunktio, welche in der Handschrift gänzlich mangelt, von mir her.

Ich führe zunächst jene Segen an, welche bei bestimmten krankhaften Zuständen des menschlichen Körpers zur Anwendung kamen.

Bl. 2b. Für den afel²⁾)

sprich disen segen:

Afel vnd äflin giengen vber ein wisen weitt, da begegnet in die weich fraw³⁾ sand Amarey. „Afel vnd äflin, wo welt ir hin mit den siben kinden, mit denn syben vnd sibentzigk schüsslingen?“ — „Da will ich hin in N. haws, da will ich vel reissen vnd pain prechen vnd plut lapffen⁴⁾, vnd auf dem fletz will ichs recht besetzen vnd vntter dem dach ain gros geschray machen“. „Afel vnd äflin, ich

1) Zs. f. d. Alt. 18, 80. 20, 20. 24, 65. 27, 308. 31, 103; Germ. 24, 73 und 311; Anzeiger f. K. d. d. Vorz. 1862, 234. 1873, 227 und 262. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd. 42, 127.

2) Eiter. 3) heilige Frau. 4) schlürfen, trinken.

gepeut dir bey der weich fraw sand Amarey, das du hin farest vber mer mit den siben kinden, mit den siben vnd sibentzig schüsling, da fliessen drey prünn, der ein ist gut, der ander ist plut, der dritt ist äflig; da peut ich dir in mit den siben kinden, mit den siben vnd sibentzig schuslingen. Des helff mir der vil gut Jhesum Christum vnd sein mueter, das helff mir die weich fraw sand Amarey, das helff mir alle die kindt, die im namen gotz gekrisembt vnd getauft sindt, das helff mir der man, der dott vnd marter am stam des heilgen kreutz nam, im namen des vater vnd des svn vnd des heilgen geist“.

Bl. 9a. Fur den schlagk.

Nym ain federküs vnd legs auf ain drischeufel¹⁾ vnd leg den fus oder die hant, daran du den schlag hast, auf das küss vnd nym ain schlegelhagken in die hant vnd heb die hagken mit der schneid in die hoch vnd sprich drey malen nach einander: „Gott der her beschuff den tag, der teufel beschuf den schlag; der den tag beschueff, der sey dir N. heut fur den schlag gut, in nomine patris et filii et spiritui sancto“. Als oft du den segen sprichst, so mach zum lesten dreu creutz über den schaden vnd zeuch die hagken von der hoch gemach mit dem ör auf den fus. Probatum est.

Bl. 89c. Fur daz fieber.

Ain hubsch kunst vor allere hande fieber.

Nym iii salvaypletter auff ainem stengel ains morgens vor der sunnen vnd schreyb auff das ain blatt † pater † pax, auff das ander plat † filius † uita, auff das dryt plat schreyb † spiritus † sanctus sit tibi contra febres remedium amen. Das du drey morgen vor der sunnen vnd alle male so nym iii pletter, dor noch so sprich funff pater noster vnd sunff aue maria vnd ain gelauben.

Verschiedene Mittel gegen das Fieber sind Bl. 115 zusammengestellt: davon kommen in Betracht

Bl. 115a. Wiltu dem menschen helfsen des fiebers ab, so schreib dise wort auff ein priefel vnd heng ez dem menschen an den hals: Egressus Jhesus de synagoga introiuit in domum Symonis. Socrus autem Symonis tenebatur magnis febris et rogauit illum pro ea. Stans super illam imperauit febri et dimisit illum. Sic impero tibi, febris, in nomine patris et filii et spiritus sancti, ut deinceps non presummas vexari hunc famulum dei N.

Bl. 115b. Nym ain öpfel²⁾ vnd taile den in drey tail vnd la sy doch haften an einander vnd gib die tail drey morgen yetweders tail besunder cze essen, vnd czu ainem tail (115c) sprich „Im namen des vaters increatus pater“, czu dem andern mal sprich „vnd des suns inmensus pater“, czu dem dritten³⁾ sprich „vnd des heiligen gaistes eternus pater“.

Idem.

Item nym drey farmpleter⁴⁾ vnd schreib an ains „Dextera domini fecit virtutem“, an daz ander schreib „Dextera domini exaltauit me“, an daz dritte schreib „Dextera domini exaltauit virtutem“.

Idem.

Item nym drey oblaten vnd schreib an daz erste „pater pax“, an daz ander „filius vita“, an daz dritte „spiritus sanctus est remedium“ vnd schreib anderthalb

1) Schwelle. 2) Ms. öpfen. 3) Ms. dritte. 4) farm Farnkraut.

an dem ersten „O crux admirabilis“, an der andern „euacuacio vvlnneris“, an der dritten „restauracio sanitatis“, vnd gib sy dem siechen menschen drey morgen.

Idem.

Itemnym ain rinten von ainem prot vnd schreib daran † O febris, omni laude colenda, o languor sanitatis et gaudy † Ascribendas nox pax max.

Bl. 115d. Itemnym wegrich, wo du den vindest steen. so sprich drey pater noster stät vnd iii aue maria vnd mulle in czu puluer vnd gib ez dem fiebrigen menschen czu trincken in warmem weine vnd darczu IX pfefferkern.

Apfelschnitten, nur mit anderen Worten beschrieben, werden nochmals, Bl. 123d, empfohlen.

Fur aller slacht fieber. Nym ain apfel vnd sneid den in vier tail vnd schreib an daz erste tail „In nomine patris Jesus, an daz ander „et fylli Nazarenus“, an daz dritte „et spiritus sancti rex Judeorum“. Daz vierde (124a) tail wirff hyn.

Bl. 116a. Fur den vallenden siechtag.

Für die vallende sucht. Du soll warten ¹⁾ der weile, so yn die sucht begreift, so nym ain hyrssein ryemen ²⁾ vnd pint yn den vmb den hals vnd sprich „In dem namen des vaters vnd des suns vnd des heyligen gaistes so pint ich hic den siechtumb des menschen in disem knopf, den ich daran chnüppfe“. Vnd den selben ryemen sol der mensch dem siechen nit ledigen ³⁾ von dem paine vnd von dem fleysche, hüncz daz ⁴⁾ er chöm, do man ainien toten begrabe, so sol man den riemen ledigen ab des menschen halse vnd sol man dan den riemen mit dem toten begraben vnd sol der riem dem toten gelegt werden vnter sein schulter, vnd wer den riemen lediget, der sol sprechen: „In dem namen des vaters vnd des suns vnd des heyligen gaistes begrab ich mit disem riemen den siechtumb dises menschen, das (116b) yn der siechtumbnymmer berür vnd daz der leichnam am jungsten tag erstsee“. Mit den worten sol man den riemen begraben dem toten vnder die schultern. Ist ainer da nicht, der den riemmen am ersten vmbpant, so mag yn ain ander ledigen vnd begraben, alz hie mit worten geschriben steet.

Bl. 118a. Czu den czenden ⁵⁾.

Sant Peter sas auf ainem stain vnd hub sein wange in der hant. Do chom vnser herre vnd sprach czu ym: „Peter, was hastu?“ Da sprach sant Peter: „Herre, die würm haben mir die czende durchgraben“. Da sprach der herre: „Ich beswer euch czende ⁶⁾ pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen geist, daz ez ⁷⁾ hinfur chainen gewalt mer habt, Petro sein czenden cze graben“. Ayos, ayos, ayos tetragramaton.

Bl. 120c. Wiltu daz czandswern pussen, so haiss dem, dem ⁸⁾ da wee ist, auf daz wang schreibn dise wort: rex, pax, nax in Cristo filio suo.

Bl. 124c. Fur mail ⁹⁾ in augen.

Fur daz mail in den augen. Sanctus Nicasius der heilig martrer gotes het ain mail in den augen vnd er versuchet, ob yn got dauon erledigen wolt, vnd vnser herre erlediget yn dauon. Da pat er vnsern herren, wer seinen namen ob im trüg oder hett, daz der selv erlost würd von allen mailen vnd prechen, wie die

1) Ms. warter. 2) Riemen von Hirschhaut. 3) Ms. den s. mit lgur. 4) bis dass.

5) Für die Zähne. 6) l. würm. 7) ihr (Plural. vos). 8) Ms. de. 9) Flecken.

wärn, vnd vnser herre erhoret yn. Also peswer ich dich, mail, pey dem lebentigen got vnd pey dem heiligen got, daz du verswindest von den augen des dieners gots N., du seyst swarcz, rot oder weiss. Christus mach dich hin gen, amen. Im namen des vaters vnd suns vnd des heiligen gaistes, amen. vnd sprich V pater noster vnd V ave maria in vnsers herrn funf wunden¹⁾.

Eine Reihe von Segen betrifft speciell die Frauen.

Bl. 8c. Fur die mueter²⁾.

„Ich peut dir, permuerter, bey der macht vnd bey der heyligen gottes kraft, das du dich legest vnd nit mer regest, dan regest du dich, so stirbt N., so legt man euch pede in ain grab, da müst ir in ligen bis an den jungsten tag“. Du solt der frawen nabel stargk in die hant nemen vnd den segen drey malen daruber sprechen vnd als oft i pater noster. Der wundsegen ist auch gut darfur zu sprechen.

Bl. 129 b. Czu der permuter.

Zu der permuter. In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Ich peswer dich (125c) smercz der permuter pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen gaist † welherlay hand du seyst, daz du dich nicht auf hebest vnd vnder sich nicht lassest, sunder daz du dich an dein gewöhnliche stat fügest mit gemache vnd mit fride, daz du an chainer stat dich verpergest vnd nicht müest³⁾ dise dierne gotes N. Secundo te coniuro matricis dolor † per nomen dei † per primum et nouissimum † et per principium et finem † per eum, qui erat † et qui est † et qui venturus est † et redeas ad locum tibi ordinatum a deo et non ab hac famula dei N. amen. Czum dritten mal peswer ich dich, smerez der permuter † pey den vnsprechenlichen namen vnsers herren Jhesu Christi † vnd pey allen gottes hailigen † vnd pey der rainen junckfrawen Maria † vnd pey dem angstlichen jungsten tag † vnd pey allen wundern vnsers herrn Jhesu Christi † vnd pey aller heilichait der heiligen kirche, daz du nicht berürest die dieren⁴⁾ gotes † N. amen, sunder in aller ru vnd fride lassest irem schepfer dienen. Quarto coniuro te matricis dolor † per omnes sanctos apostolos et ewangelistas † per patriarchas et prophetas (125d), martires et confessores, virgines et doctores et viduas et per omnes sanctos et electos dei † vt hanc famulam dei N. hanc litteram gestantem in nulla parte corporis ledes uel ofendas uel atemptare presummas famulam dei N. amen † Ayos o theos † Ayos yskyros † Ayos atanatos † eleyse ymas. Sanctus deus † sanctus fortis † sanctus immortalis † miserere famule dei N † Saluator generis humani, qui secundum voluntatem tuam transiturus interpellasti hanc famulam tuam N., dolorem matricis pacientem, exaudias N. per tuum dolorem, in quo positus eras in ara crucis ymolatus, nos a morte eterna liberasti, sic eciam libera famulam tuam N. a dolore matricis, qui viuis ac regnas deus per omnia secula seculorum amen. † Sanet te deus pater, qui te creauit † sanet te deus filius, qui pro te ymolatus est † sanet te deus, qui pro te passus est † sanet te deus, qui pro te natus est † sanet te deus, qui pro te resurrexit a mortuis † sanet te paternitas patris † sanet te sapientia nati † sanet te diuinitas spiritus sancti amen. Et benedictio dei patris et filii et spiritus sancti descendat super te famulam dei N. † et manet tecum et custodiat te a dolore matricis, cuiuscunque generis sit, amen.

Bl. 78b. Fuer den wetagen der muter. Schreib die nammenn an ein junck-

1) In dem Ms. fehlt in und herrn. 2) Gegen Bärmutterleiden. 3) bemühest, plagest. 4) Dierne.

fraw perment vnd las die frawenn alltzeyt pey ir tragenn: † el † cloy † cloe † anexi † andriary † N. von † compunctary † ammenn.

Bl. 29d. Daz ain fraw ringklich¹⁾ nider chöm.

Das ein fraw ringklich ader leichtlich nyder komm, so soll mann disse wort schreiben an ein zedel vnd lege sie der frawenn auff denn bauch:

De viro vir, de virgine virgo, vicit leo de tribu Inda, Maria peperit Christum, Elizabeth sterilis Johannem baptistam. Adiuro te, infans, per patrem et filium et spiritum sanctum, si masculus es uel femina, vt excas de wulua. Exinanite, exinanite! Vnd wann das kint geboren ist, so soll mann alsbalde die zedel von der frawenn leyb nemmenn mit den geschribnenn worten.

B. 75d. Willtu vorstellen der frawenn ir plummern²⁾, so schreyb die wort an ein zetel vnd lege es der frawenn auff das haupt: † per ipsum † et cum ipso et † in ipso.

Dazu hat ein späterer Leser, dessen Schriftzüge noch auf das 15. Jahrhundert weisen, bemerkt:

quot est falsissimum et supersticiosum et quasi hereticum.

Bl. 122a. Den frawen.

Wen ain frawe ir weibplichait zu uil hat, sonym hirssein horn³⁾ geschabt, mit wein temperiert vnd trinck des vnd nem disc puchstaben an ain prieflein geschrieben vnd leg ez auf die hufse: P. N. B. C. P. X. A. O. P. I. L. in nomine patris et filii et spiritus sancti.

Idem den frawen.

Für der frawe plümlein, so des czu uil chumbt, so schreib daz gepeit vnd iren namen an ain prief vnd leg es auf den nabel: worm, wurmin, Phaton . . .

Die äussere Blatthälfte, welche die Fortsetzung enthielt, ist herausgeschnitten, ein Zeichen, dass das Weitere anstössig schien.

Bl. 123a. Den frawen.

So ain fraw ain totes kint trait, so sol sy trincken ains ander weibes spünne⁴⁾ vnd hab die kriechischen namen Vrium, Burium, Pliaten, so wirt si erloset. So sy dan erlost wirt, so prenn man die namen in dem fewr.

1) leicht. 2) Menstruation. 3) Hirschhorn. 4) Milch.

(Fortsetzung folgt.)

Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg.

Von H. Prahn.

Vorbemerkung.

Als geborener Neumärker hatte ich von Jugend auf Gelegenheit, Land und Leute in dem östlich von der Oder gelegenen Teile Brandenburgs kennen zu lernen, zumal ich infolge einer weitverzweigten Verwandtschaft und eines ausgedehnten Bekanntenkreises schon als Schüler in der Ferienzeit in fast alle Teile der Neumark, das Sternberger Land eingeschlossen, kam. In den Jahren 1889 und 1890 nun habe ich an Ort und Stelle die in nachfolgendem mitgeteilten Beispiele von Abergläuben aus dem Munde des Volkes gesammelt. Ausserdem führte mich mein Weg nach Biesenthal (Ausgangspunkt für Barnim), nach Beelitz, Fresdorf, Blankensee (für die Zauche) und nach Baruth.

Die Gebräuche, bei denen ein Fundort nicht angegeben ist, sind mir aus den drei genannten Gegenden bekannt geworden. Viele von den Befreiungsformeln haben mir handschriftlich vorgelegen; sie sind in der Sammlung mit einem * versehen.

A. An bestimmten Tagen im Jahr.

a) Am Christabend.

1. Nach Sonnenuntergang wird in der Zauche keine Milch, keine Butter, kein Käse aus dem Hause gegeben aus Furcht, dass dann das Vieh behext werden könne. Man hält die Hexen dadurch fern, dass man um das Gehöft Dill streut. Fresdorf. Blankensee.

2. Füttert man die Pferde mit Häcksel, zu dem man Stroh aus fremden Dächern gestohlen hat, so bleiben sie im kommenden Jahr gesund. Dölzig. Schlanow. Lorenzendorf.

3. Man schneidet von altem Käse die Kruste ab und streut sie in die Mitte der Stube. Wer dort am meisten tanzt, erhält zuerst einen Mann. Biesenthal.

b) In den Zwölften (25. Dezember bis 6. Januar).

1. Es wird kein Dung aus den Ställen entfernt, überhaupt nichts vom Hofe auf das Feld gefahren. Fresdorf.

2. Wenn man Dung fährt, ermüden die Pferde (Woldenberg) oder die Kühe bekommen Läuse. Dölzig.

3. Die Mädchen müssen abspinnen, sonst zersausen ihnen die Burschen das Garn. **Fresdorf.**
4. Wer spinnt, wird unrein, oder die Frösche fressen im neuen Jahr dem Flachs die Knoten ab. **Schlanow.**
5. Wenn man spinnt, werden die Schafe verdreht. **Soldin.**
6. Kauft man Besen, so wird man reich. **Biesenthal.**
7. Im Woldenberger Kreise bestreut man das Vieh mit Asche, dann bekommt es keine Läuse.
8. Wenn in diesen Tagen zuerst ein Mann stirbt, so sterben im neuen Jahr mehr Männer als Frauen. **Meyenburg.**
9. Hört man dumpfes Klopfen im Hause, so wird bald ein Sarg zugenagelt werden. **Biberteich.**
10. Viele Sterne bedeuten ein fruchtbare Jahr. **Fresdorf.**

c) In der Sylvesternacht.

1. Die Obstbäume werden beschenkt, indem man sie mit Strohbändern umwickelt, in welche man kleine Münzen gesteckt hat. **Warthebruch.** In der Umgegend von Soldin verwendet man dazu Wurststroh, d. h. Stroh, auf welchem selbstgefertigte Wurst gelegen, das also fettig geworden ist. In der Zauche schiesst man zwischen den Bäumen Flinten ab, um ihnen ein gesegnetes Neujahr zu wünschen.

2. Wer während der Predigt vom Nachbarhofe Holz stiehlt, kann das ganze Jahr hindurch aus dem Walde Holz holen, ohne dabei vom Förster betroffen zu werden. **Schlanow.**

3. Punkt 12 Uhr soll man mit dem Handwerkzeug hantieren, dann hat man im neuen Jahr reichlich Beschäftigung.

4. Wenn man in der Mitternachtsstunde auf dem Turm eine Fahne befestigt, so schlägt am andern Tage der Blitz ein. **Biesenthal.**

5. Jedes Haus hat ein Pfand für die Zukunft. Auf dem Dache sieht man eine Wiege, einen Sarg, einen Kranz, eine Arzneiflasche oder dergleichen. **Königsberg. Hohen-Lübbichow.**

6. Die jungen Mädchen laufen mit einer Pfannenkuchenmolle dreimal um das Haus und dann in die Stube und gucken in den Ofen. Dort erblicken sie ihren Zukünftigen. **Döllzig.**

7. Oder sie gehen, in ein Laken gehüllt, rücklings zur Haustür hinaus, dann sehen sie ihn auf der Dachfirst. **Döllzig.**

8. Tritt man mit Lichtern in den Händen vor den Spiegel und ruft dreimal den eigenen Namen, so sieht man die Zukünftige. **Berlin.**

9. Das Mädchen stellt auf den Tisch vor dem Bett eine Schüssel mit Wasser, legt Seife, ein Handtuch und einen Apfel dazu und spricht: „Apfel, Apfel, sage mir, wer einst mein Gatte wird sein“. Dann kommt der Zukünftige, wäscht sich und geht ab. **Biesenthal.**

10. Auch erscheint der zukünftige Gatte, wenn das Mädchen ausser Brot und Messer ein Lichtstümpchen auf den Tisch setzt, das aber nicht länger als eine Minute brennen darf („sonst ist die Seele zu lange vom Körper getrennt“). Der Geist setzt sich dann auf den Stuhl vor dem Tisch, macht Bewegungen, als ob er Brot austeilte (event. Witwer mit Kindern) und muss bleiben, bis das Licht erlischt. **Landsberg a. W.**

11. Die Mädchen schütteln den Zaun und sprechen:

Zäunlein, ich rütte dich,
 Zäunlein, ich schüttle dich,
 Was ist der Liebste mein?

Das erste Geräusch, das sie nun vernehmen, deuten sie auf den Beruf ihres Mannes. Hören sie z. B. Peitschengeknall, so wird der Zukünftige Kutscher sein. Fragen sie darauf: „Wer ist der Liebste mein?“ so sehen sie ihn. Biberteich.

12. Bleibt über Nacht eine Waschleine auf dem Boden hängen, so stirbt im neuen Jahr ein Bewohner des Hauses. Landsberg a. W.

13. Wer im kommenden Jahr sterben wird, hat beim Mondenschein keinen Schatten. Meyenburg.

14. Wenn ein Sonntagskind durch das Schlüsselloch der Kirchenthür guckt, so sieht es alle diejenigen Mitglieder der Gemeinde, die im neuen Jahr sterben. Soldin.

15. Setzt man sich um 12 Uhr auf ein Grab, so kommen die Geister der Toten und Lebendigen vorüber. Die Geister der Lebenden, die sich umsehen, sterben. Biesenthal.

16. Der Pastor und der Küster gehen in die Kirche, die von 12—1 Uhr nachts erhellst ist. Da sehen sie alle Gemeindemitglieder, die im neuen Jahr sterben werden. Ein Pastor hat sich selbst gesehen und seinen Tod vorhergesagt, was auch eingetroffen ist. Biberteich.

17. Mit dem Glockenschlage 12 löscht man die Lampen aus und zündet Spiritus in einem Teller an. Dann sieht man, was einem im kommenden Jahr bevorsteht. Berlinchen.

18. Man soll einen schwarzen Kater, an dem kein weisses Haar ist, in einen Sack stecken, diesen fest zubinden und hundertsach verknoten. Damit soll man dreimal um die Kirche laufen und jedes Mal in die Kirchthür schreien. Dann erscheint der Teufel und fragt, was man zu verkaufen habe. Die Antwort lautet: „Einen Dachhasen“. Der Teufel nimmt den Sack und giebt dafür einen Thaler. Nun aber muss man sich beeilen, um unter Dach und Fach zu kommen; denn gelingt es dem Teufel, vorher den Sack zu öffnen, so erwürgt er den Betreffenden. Der erhaltene Thaler ist ein Heckthaler; so oft man ihn auch ausgeben mag, er kommt immer wieder zurück. Landsberg a. W.

19. Streut man Pferdeäpfel in den Tanzsaal, so entstehen viele Flöhe. Biesenthal.

d) Neujahrstag.

1. Man soll den Hühnern das Futter in einen Reifen streuen, dann legen sie die Eier nicht auf fremde Höfe. Baruth.

2. Wer als der letzte in die Kirche kommt, stirbt als erster im neuen Jahr. Woldenberg.

3. Wer grosse Fische isst, bekommt grosses Geld.

4. Giebt man nichts aus, so verbraucht man im Jahr wenig.

e) Gründonnerstag.

1. Wenn man Brezeln isst, bleibt man vom Fieber verschont. Beelitz.

2. Ungesalzene Gründonnerstagsbutter heilt alle Wunden. Biesenthal.

3. Flachs wird an diesem Tage gesät. Döllzig. Woldenberg.

f) Charfreitag.

1. Wenn man Russ fegt, brennt der Schornstein nicht aus. Woldenberg.

2. Ehe die Sonne aufgeht, soll man die Nägel von Händen und Füssen kreuz-

weise abschneiden und zum Kreuzweg tragen, dann bekommt man keine Zahnschmerzen mehr. Baruth. Biesenthal.

3. Wer Fleisch isst, den beissen die Flöhe. Friedeberg.

4. Das Hechtstechen soll man unterlassen, denn man sticht doch nur Schlangen. Schlanow. Woldenberg.

5. Wer näht, bekommt einen bösen Finger. Königsberg.

g) Ostern.

1. Am zweiten Ostertage schlägt man in der Neumark einander mit Osterruten aus dem Bett. Die Geschlagenen werden oder bleiben gesund. Als Lohn für das Schlagen giebt man ein Ei.

2. Schlägt man das Vieh, so wird es im Sommer von den Fliegen nicht geplagt. Woldenberg.

3. Wenn man sich die Schuhe schmiert, bekommt man kein Ungeziefer. Schlanow.

h) Walpurgis.

1. Allgemeiner Gebrauch ist es, in der Walpurgisnacht die Thüren, besonders die Stallthüren mit drei Kreuzen zu versehen. Dann können einem die Hexen nichts anhaben und dem Vich nicht das Gedeihen nehmen.

2. In der Neumark machen sich die Kinder mit Kreide drei Kreuze auf die Schuhspitzen. Wer das nicht thut, wird von den andern auf dem Rücken bekreidet. Auch bewirft man einander mit kleinen Heringen.

3. In der Zauche nagelt man Kreuzdorn auf Krippen, Futtertröge und Stallthürschwellen. Fresdorf. Blankensee.

4. In der Nacht werden Gurken und Kürbisse gesät. Die gehen dann so schnell auf, wie die Hexen den Blocksberg hinaufreiten. Költschen. Hammer.

i) Marientag (2. Februar).

1. Man soll nicht flicken, sonst legen die Hühner Windeier. Dölzig. Woldenberg. Zielenzig.

k) Medardus (8. Juni).

1. Wenn man an jede Thür des Hauses das Wort „Medardus“ schreibt, so müssen die Ratten das Haus verlassen. Dölzig.

l) Johannistag.

1. Holunderblüten, am Johannistage gepflückt, haben eine wunderbare Heilkraft. Dölzig.

2. Johanniskraut schützt den Käse vor Maden. Fresdorf.

3. Wenn die Mädchen 11—12 Uhr nachts ohne zu sprechen aus neun Blumenarten Kränze winden, so sehen sie im Traum ihren Zukünftigen. Landsberg. Woldenberg.

4. Die Mädchen ziehen aus einem Strohdach Halme heraus, bis sie einen Halm mit einer Ähre treffen. Die Anzahl der Halme ohne Ähre ist gleich derjenigen der Jahre, die bis zu ihrer Verheiratung verstreichen werden. Sternberg.

5. Nachts fliegt ein Skorpion umher. Was er anröhrt, vertrocknet. Költschen.

6. In der Mitternachtsstunde soll das Mädchen einen Kranz von Kleber (Klebekraut, Galium) winden, während es dreimal um das Haus läuft und dabei spricht:

„Klebekranz, ich winde dich.
Schätzchen, empfinde dich.
Wenn du willst der Meine sein.
Komm vor meinen Augenschein“.

Dann erscheint der Zukünftige. Hat das Mädchen aber nach dem dritten Umlauf den Kranz nicht fertig, so wird es krank. Eulam.

B. Im Familienleben.

a) Liebe.

1. Drückt ein Mädchen einem jungen Manne Spinneneier an die Kleider, so muss er bei ihr werben. Dölzig.
2. Dasselbe erreicht es, wenn es dem Geliebten eines ihrer Haare in dem Essen giebt.
3. Oder wenn es ein Stück Zucker unter dem Arm durchschwitzt und dem Gegenstand ihrer Liebe in den Kaffee thut.
4. Schreibt die Braut den Namen des Bräutigams auf die Rückseite der Pendelscheibe, so hat jener keine Ruhe und muss zu ihr kommen. Dölzig.
5. Die Braut kann den Liebsten auch dadurch citieren, dass sie 12 Uhr nachts dreimal gegen das Fussende des Bettes stösst und dabei spricht: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit! N. N. du sollst nicht eher Ruhe haben, als bis du zu mir gekommen bist“. Landsberg.
6. Wenn das Mädchen ein Schweineherz mit Nadeln spickt und dann kocht, so muss der Bräutigam zu ihr kommen. Biesenthal.
7. Dritte Personen können Liebe zwischen jungen Leute dadurch hervorrufen, dass sie ein Haar von dem Mädchen und eins von dem jungen Mann so zwischen zwei Steine legen, dass der Wind damit spielen kann. Landsberg. Dölzig.
8. Liebe wird ertötet, wenn man gebrochenes Herz (Pflanze?), Myrte und Kreuzkraut in der Erde vergräbt unter dreimaligem Beteuern, dass die Liebe erstorben sei. Woldenberg.

b) Hochzeit.

1. Der Bräutigam soll kein Hemd von der Braut annehmen, denn diese zieht sich's vorher an und legt es, nachdem es der Mann gebraucht, mit den Ärmeln kreuzweise in den Kasten. Solange es dort so liegt, hat die Frau die Herrschaft im Hause. Biesenthal.
2. Die Braut schenkt ihm ein Hemd, der Mann ihr ein Kleid; dann bleiben sie einander treu. Költschen. Zielenzig. Dölzig.
3. Das Mädchen soll das Brautkleid nicht vor der Hochzeit anziehen, sonst geht die Verlobung zurück. Auch soll sie nicht selbst an dem Kleide nähen, sondern es von sieben jungen Mädchen anfertigen lassen. Landsberg. Dölzig. Woldenberg.
5. Die Federn zu dem Braubett erbettelt sich das Mädchen von Haus zu Haus. Fresdorf.
6. Am Hochzeitsmorgen bindet die Braut dem Bräutigam beim Waschen die Hemdärmel zusammen, dann bekommt sie in der Ehe keine Schläge von ihm. Költschen.
7. Hat die Braut das Kleid angezogen, so muss der Bräutigam ihr die Taille zuknöpfen, damit er ihr treu bleibe. Hammer bei Reitzenstein.

8. Die Braut legt vor der Trauung Kranz und Handschuhe in den Hut des Bräutigams, dann bekommt sie das Regiment im Hause. Fresdorf.

9. Wird die Hochzeit bei Vollmond gefeiert, so ist in der Ehe alles im vollen. Woldenberg.

10. Wenn es der Braut in den Kranz regnet, so wird sie viel Ursache zum Weinen haben.

11. Wer jemals eine Myrte baut,
Die wird im Leben keine Braut.

12. Sie soll keinen Perlenschmuck anlegen, denn Perlen bedeuten Thränen.

13. Im Warthebruch tragen die Gäste einen Rosmarinzwig im Knopfloch. Eulam. Költschen.

14. Wenn Häcksel auf den Weg gestreut wird, so hat das Paar Unglück. Biesenthal.

15. Dasselbe tritt auch ein, wenn ihm auf dem Wege zur Kirche ein Leichenzug begegnet.

16. Die Braut steckt in den linken Schuh Geld, dann wird sie nie Mangel daran haben. Soldin.

17. Sie hat Pimpernelle (*Pimpinella sativa*), Salz und Dill im Schuh, hält während der Trauung den Fuss über den des Mannes und spricht: „Ich trete auf Pimpernelle, Salz und Dille; wenn ich rede, bist du stille“. Dann bekommt sie die Herrschaft über ihren Mann. Landsberg a. W.

18. Im Warthebruch verstreut die Braut hinter dem Altar Salz und Dill und spricht dabei: „Ich streue Salz und Dill, drum kann ich reden, was ich will“.

19. Geht das Paar nach vollzogener Trauung hinter den Altar um zu opfern, so umschreitet dabei die junge Frau ihren Mann; dann hat sie an jeder seiner Seiten gestanden und ist ihm ganz angetraut, sie wird sich also in der Ehe nicht über Untreue zu beklagen haben. Költschen.

20. Abgewiesene Freier verbergen während der Trauung vor der Haustürschwelle einen Totenknochen. Berührt ihn die junge Frau mit dem Fuss, so wird sie vom Unglück verfolgt. Woldenberg.

21. Bei dem Mahle darf der junge Ehemann seine Frau nicht bedienen, sonst muss er es immer thun.

22. Die Frau soll vor ihrem Mann in das neue Heim treten und dabei dreimal sprechen: „Ich bin der Wolf und du das Schaf“. Dann erhält sie die Herrschaft im Hause. Berlin.

c) Geburt.

1. Eine Schwangere soll sich nicht mit Toten beschäftigen, sonst erhält ihr Kind eine Totenfarbe.

2. Sie soll essen, was ihr schmeckt, damit ihr Kind nicht wählerisch beim Essen werde.

3. Sie darf ihren Zustand nicht verleugnen, weil sonst das Kind stumm sein wird.

4. Ist sie gelb unter den Augen, so wird sie eines Mädchens genesen.

5. Geht sie unter einer Waschleine hindurch oder kriecht sie durch einen Zaun, so kann sie nicht gebären. Döllzig. Baruth.

6. Wenn die Wehen kommen, setzt man Erbsen über Feuer. Sobald diese kochen, erfolgt die Geburt. Baruth.

7. Das Neugeborne wird in ein leinenes Laken, nicht in die Schürze genommen.

8. Man giebt es zuerst der Mutter zum Küssen.

9. Beim ersten Besuch einer Wöchnerin gucken die Frauen, bevor sie das Kind ansehen, in den Ofen. Költschen. Eulam.

10. Landwirte legen ein männliches Kind nach dem ersten Bade in den Scheffel, damit es ein guter Landwirt werde, der viel Getreide aufmessen kann. Fresdorf.

11. In den ersten neun Tagen darf die Wöchnerin nicht in den Spiegel schen, weil sie den bösen Geist darin schen würde. Költschen.

12. Kleine Kinder soll man nicht messen, nicht durch das Fenster heben, auch nicht über sie wegspringen, sonst wachsen sie nicht.

13. Zugleich mit einem Kinde darf weder ein Hund noch eine Katze aufgezogen werden, denn eins von beiden stirbt bald.

14. Die ersten Kinderschuhe werden aufbewahrt, weil sonst das Kind nicht alt werden würde.

15. Das Kind darf nicht in den Spiegel gucken, bevor es ein Jahr alt ist, sonst wird es eitel.

d) Taufe.

1. Die Patenbriefe müssen gleich nach Empfang geöffnet werden, damit das Kind früh und leicht sprechen lernt. Fresdorf.

2. Auf die Haustürschwelle, die man mit dem Taufkinde überschreitet, legt man eine Bibel oder ein Gesangbuch, dann wird der kleine Erdenbürger recht fromm. Fresdorf.

3. Schüttelt man das Taufkind, so erhält es viele Kleider. Woldenberg.

4. Werden unmittelbar nach einander mehrere Kinder getauft, so drängen sich die Paten mit Mädchen vor; denn wenn die Mädchen nach den Knaben getauft würden, so würden sie später einen Bart erhalten. Döllig. Költschen.

5. Wenn die Person, die das Kind nach Hause trägt, recht schnell geht, so lernt das Kind bald laufen. Landsberg.

e) Tod.

1. Man kann sicher erfahren, ob ein Kranke sterben werde oder nicht. Wenn man nämlich in das Krankenzimmer tritt, soll man folgendes bei sich sprechen:

Ich stehe dir armen Sünder zu Füssen;

Röhre deine Füss' und Hände,

Oder es geht mit dir zu Ende.

Röhrt sich der Kranke dann, so wird er seine Krankheit überstehen. Landsberg.

2. Wirft der Maulwurf in der Nähe des Gehöfts seine Hügel auf, so deutet das auf einen Todesfall; je näher dieselben sind, desto schmerzlicher. Fresdorf.

3. Berstet das Brot im Ofen, so steht der Familie ein Todesfall bevor. Sternberg.

4. Ein zirpendes Heimchen im Hause kündet den Tod eines Familienmitgliedes an. Soldin.

5. Dasselbe bedeutet eine weisse Kartoffelstaude auf dem Felde. Wird diese aber später grün, so genest der Kranke. Biesenthal.

6. Hat geronnenes Schmalz eine Vertiefung, so stirbt jemand. Biesenthal.

7. Nachzehrer fliegen als Fledermaus durchs Fenster. Sie treten auch als lebende Menschen wieder auf und verheiraten sich. Wenn einem Manne mehrere Frauen sterben, so ist er sicherlich ein Nachzehrer. Biberteich. Solche Männer haben eine weisse Leber. Baruth.

8. In Landsberg a. W. erzählt man sich, dass die Leichenwäscherinnen in ihrer Wohnung ein Poltern hören, bevor sie zu einem Toten gerufen werden.

9. Geht die Stubenthür von selbst auf, so tritt der Geist eines Verstorbenen ins Zimmer.
10. Ist jemand gestorben, so erscheint sein Geist bei den Verwandten, schlägt gegen die Thür, geht schlurfend auf und ab, die Uhr bleibt stehen.
11. Einen Sterbenden soll man nicht bejammern, sonst hat er einen schweren Tod.
12. Wenn man auf eine Leiche Thränen fallen lässt, so hat sie keine Ruhe im Grabe.
13. Den Tod des Hausvaters soll man den Tieren mitteilen, weil sie sonst nicht gedeihen würden, und den Bäumen, damit sie nicht unfruchtbar werden.
14. Den Spiegel im Sterbezimmer verdeckt man, weil man sonst den Sarg zweimal sehen würde, und das bedeutet einen zweiten Todesfall im Jahr. Fresdorf.
15. Der Sarg wird mit dem Fussende voran aus dem Hause getragen.
16. Die Stühle, auf welchen der Sarg gestanden, muss man umlegen, sonst kommt der Tote wieder. Woldenberg.
17. Ist eine Frau im Wochenbett gestorben, so setzt man den Sarg auf dem Wege dreimal nieder, damit die Verstorbene Ruhe habe. Dölzig.
18. Wer Geld vergraben hat, erscheint solange, bis dasselbe von jemand gefunden worden ist. Biesenthal.
19. Wer, obgleich er nicht zum Trauergefolge gehört, hinter dem Zuge her fährt und wer lange in die Gruft sieht, stirbt bald. Biesenthal. Zielenzig.
20. Was dem Toten gehört, darf man ihm nicht nehmen, z. B. Blumen vom Grabe, Blätter von Kränzen. Das würde ihm Unruhe machen.

C. Bei landwirtschaftlichen Verrichtungen.

a) Melken.

1. Wenn Kühe im Stall keine Milch gehen, so hat eine Hexe sie gemolken; wenn sie auf der Weide sind, die Unterirdischen. Baruth.
2. Ist eine Kuh berufen, sodass sie blaufleckige Milch giebt, so soll man eine Erbsichel ins Feuer legen, bis ihre Spitze glühend ist. Werden nun mit der glühenden Spitze drei Kreuze in die Milch gemacht, so ist das Berufen gehoben. Dölzig.
3. Ziest (*stachys*) gekocht, dreimal den Namen Gottes gesagt und mit dem Thee das Euter der Kuh bespritzt, hilft gegen das Berufen. Dölzig.
4. Schlagen die Kühe beim Melken, so soll sich die Magd mit dem nackten Hintern auf den Melkschemel setzen, dann werden die Tiere ruhig stehen. Sternberg. Fresdorf.

b) Buttern.

1. Damit die Hexen beim Buttern die Zahl der Reifen des Gefäßes nicht zählen können, wird eine dünne Schnur um dasselbe gebunden. Blankensee.
2. Bohrt man Kreuzdorn in das Gefäß, so ist es vor Hexen gesichert. Blankensee.
3. Buttert es schlecht, so stellt man das Fass auf zwei Stricknadeln, die kreuzweise über einander liegen. Dölzig. Schlanow.

c) Backen.

1. Wenn man eine Maulwurfsgrille totschlägt, gerät das Backen. Zielenzig.
2. Das erste Brot, das in den Ofen geschoben wird, muss bekreuzt und der

Backtrog umgestülpt werden, wenn das Backen geraten soll. Lorenzdorf. Wandern.

3. Bäckt man am Vierteljahrstage, so vertrocknet alles, was vom Rauch getroffen wird. Woldenberg.

4. Wenn jemand während des Backens vor dem Ofen den Urin lüsst, so wird das Brot klamm. Fresdorf.

d) Säen.

1. Manche Gartengewächse müssen am Gründonnerstag gesät oder gepflanzt werden, Lein an einem Freitage. Schlanow.

2. Kartoffeln sollen nicht Montags gelegt werden, sonst werden sie madig. Fresdorf.

3. Wenn Steinbock und Krebs im Kalender stehen, werden keine Hülsenfrüchte gesät, weil sie dann nicht weich kochen würden. Fresdorf. Blankensee. Stangenhausen.

4. Begegnet man auf dem Wege zum Zwiebelsäen einem bärtigen Mann, so werden es lauter „Männer“ (lange Zwiebeln). Schlanow.

5. Im Zeichen des Krebses darf man nicht Kohl- oder Mohrrüben säen, sonst bekommen sie viele Füsse; wohl aber Kartoffeln. Woldenberg.

6. Erbsen muss man am hundertsten Tage des Jahres säen, dann bringen sie hundertfältige Frucht. Schlanow.

7. Ist die Roggensaat ausgestreut, so geht der Sämann dreimal um den Acker, legt an jeder Ecke ein Häufchen Erde auf und spricht dabei etwas; dann bleibt die Saat vor Krähen, Tauben und Ungeziefer bewahrt. Soldin.

8. Wenn Leinsamen gesät werden soll, wirft man den Beutel in die Höhe; so hoch der Beutel kommt, so hoch soll der Flachs werden. Soldin.

9. Hirse wird nach Sonnenuntergang gesät. Man trägt dabei einen alten Hut und hat drei Körner unter der Zunge. Döllzig.

10. Gerste muss man nach Sonnenuntergang säen und vor Sonnenaufgang eggen. Nimmt man dabei einige Körner in den Mund und streut sie dann an den Rand des Ackers, so sollen Sperlinge und Hühner nicht kommen. Döllzig.

11. Beim Flachssäen soll man Eier essen und die Schalen aufs Feld werfen. Zielenzig.

12. „Ich säe diesen Samen
Für mich und die Armen
Hier in Gottes Namen.“ Biberteich.

13. Wenn die Leute von der ersten Aussaat nach Hause kommen, werden sie mit Wasser begossen, damit das Getreide wachse. Schlanow. Wandern.

e) Ernte.

1. Holt man Bartholomäi (24. August) zum ersten Male neue Kartoffeln vom Felde, so trägt sie der „kleine Mann“ mit der Moll (Mulde) wieder weg. (Um diese Zeit setzen nämlich die Knollen an und das macht der kleine Mann.) Schlanow.

2. Auf dem Felde wird eine Strohpuppe angefertigt, mit bunten Bändern geschmückt und auf eine Harke gesteckt, die wiederum in die Erde gestossen wird. In einiger Entfernung von der Harke wird eine Garbe niedergelegt, vor der sich die jungen Leute in einer Reihe aufstellen. Auf ein gegebenes Zeichen laufen sie bis zur Garbe und springen darüber. Wer dabei der letzte wird, muss die Strohpuppe tragen, „er hat den Alten“. Er muss sie unter Hersagen eines Gedichts dem

Gutsherrn überreichen. — Ist der Roggen eingefahren, so wird der Erntekranz gefeiert. Dazu werden drei Fahnen gemacht und eine Erntekrone, mit Goldpapier verziert. Ein junges Mädchen trägt einen Teller mit Rosmarin-Sträusschen, die mit bunten Bändern oder Goldschaum bewickelt sind. Die Krone wird dem Guts-herrn und dann der Frau aufgesetzt und dabei ein Gedicht hergesagt; die Sträusschen werden nach Belieben verteilt, und es giebt dafür Trinkgelder. Dölzig.

3. Früchte von einem Obstbaum, der zum ersten Male trägt, muss man vom Baum ab in einen Sack thun und ins Haus tragen, dann trägt er fleissig. Meyenburg.

4. In der Neumark lässt man dem Baum die Erstlingsfrucht.

f) Viehkauf.

1. Beim Einkauf des Vieches trägt man Salz und Dill in der Westentasche. Fresdorf.

2. Vor die Thürschwelle des Stalles, in den das neuerworbene Tier geführt werden soll, legt man eine Axt und einen Besen, dann bleibt es vor Krankheiten bewahrt. Soldin.

3. Man zieht das Tier rückwärts in den Stall. Warthebruch. Költschen.

4. Den Rindern sägt man ein Stück vom Horn ab und heftet es mit einer Nadel an den Futtertrog. Woldenberg.

5. Bevor ein neugekauftes Stück Vieh in den Stall gebracht wird, führt man die vorhandenen Tiere auf den Hof und bestreut den Weg vom Thor bis zur Stall-thür, die Lagerstätte und die Ecken des Stalles mit Salz. Der Führer muss sich im Hause satt essen, sonst gedeiht das Tier nicht. Baruth.

6. Wenn ein Viehmädchen in einen neuen Dienst tritt, steckt ihr die Hausfrau einen bleiernen Ring auf den Zeigefinger der rechten Hand, dann wird das Futter, das sie einführt, nahrhaft. Verlässt die Magd den Dienst, so muss sie diesen Ring im Stalle vergraben, damit das Vieh sich nicht um sie gräme. Baruth.

g) Haustiere.

1. Neugeborne Kälber bestreut man mit Salz und Dill, dann können sie nicht behext werden. Fresdorf.

2. Das Entwöhnen junger Tiere von der Mutter geschieht nur, wenn ein gutes Zeichen im Kalender steht. Dölzig.

3. Ist es Lichtmess dunkel, so giebt es viele Gänse. Schlanow.

4. Kommt ein Fremder, während die Gänse brüten, essend in das Haus, so kriechen die jungen Tiere nicht aus. Schlanow.

5. Wenn ein Pferd zum ersten Male angespannt wird, so spricht man: Dieses Joch sollst du tragen, wie unser Herr Jesus Christus sein Joch getragen hat. J. N. G. Biesenthal.

6. Will ein Pferd beim Aufschlagen der Hufeisen nicht stehen, so stelle man sich vor dasselbe, sehe ihm fest in die Augen und spreche:

Satan, halt mir dieses Tier,
Ich gebe dir Leib und Seele dafür. Königsberg.

h) Ungeziefer.

1. Hat das Vieh Ungeziefer, so reibt man zwei Steine aneinander warm, wirft sie über die Tiere weg und trägt sie dann auf den Acker. Biesenthal.

2. Eine ungerade Anzahl lebender Wanzen, in Papier gewickelt, in einen Sarg zu Füssen des Toten legen. Soldin.

3. Ratten vertreibt man, indem man am Tage Medardi an alle Thüren des Hauses das Wort „Medardus“ schreibt. Dölzig.

4. Oder indem man am Sonntag während des Läutens um das Haus läuft, mit einer Birkenrute an jede Thür schlägt und dabei ausruft: Hallo, hallo, zur Kirche! Zielenzig.

i) Holzstehlen.

1. Wenn man einem andern den Spannnagel oder die Linse entwendet und in den eigenen Wagen steckt, so kann man getrost zum Holzstehlen ausfahren; man wird dabei nicht ertappt. Dölzig.

2. Man schlägt den ersten besten Baum um und steckt den ersten Spahn davon in die Tasche, so ist man für den Förster unsichtbar. Dölzig.

3. Wenn es gelingt, am Neujahrstage während der Predigt vom Nachbarhofe Holz zu stehlen, der kann das ganze Jahr hindurch aus dem Walde Holz holen, ohne dass er dabei vom Förster betroffen wird. Schlanow.

4. Hat der Holzdieb einen Baum umgehauen, so setzt er seine Mütze auf den Stumpf, dann sieht ihn der Förster nicht. Schlanow.

5. Wer Zeisigeier und Farrenkraut bei sich trägt, kann sich nach Belieben unsichtbar machen. Biesenthal.

6. Besprechungsformel: Jäger, ich bin hier und du bist dort. Jäger, und du bleibst fort. Biesenthal.

k) Diebessegen.

1. Um sein Land vor Dieben zu sichern, geht der Hausvater um das Gehöft oder um den Acker und spricht: „Joseph und Maria gingen in ein fernes Land und führten ihr Kindlein Jesus an der Hand. Da kamen Diebe und wollten es stehlen, und Maria sprach: Joseph, bind, bind! Worauf Joseph sagte: Ihr sollt stehen wie ein Stock und zählen die Sterne am Himmel. Im Namen — Geistes“. (Nicht Amen.) Er muss mit dem Spruch gerade an der Stelle zu Ende sein, an der er angefangen hat. Morgens geht er hinaus und glaubt einen etwaigen Dieb vorzufinden, der nicht über die geschrittene Stelle hinaus kann. Wenn er „Amen“ sagt, ist der Dieb frei. Sagt er's erst am zweiten Morgen, so bleibt der Dieb stehen und wird schwarz. Muss er gar bis zum dritten Morgen stehen bleiben, so zerfällt er in Asche. Zielenzig.

D. Verschiedenes.

a) Glück und Unglück.

1. Wenn man einem Maikäfer den Kopf abbeisst, so ist einem das Glück hold.

2. Wer eine Katze ersäuft, verliert sein Glück.

3. Der Kartenspieler hat Glück, wenn er eine abgebissene Maulwurfspfote bei sich trägt. Zielenzig. Landsberg.

4. Er bringt das Glück auf seine Seite, wenn er seinen Stuhl wendet.

5. Eine Kröte im Keller bringt dem Hause Glück.

6. Geht der begleitende Hund auf der linken Seite und verrichtet er hier seine Geschäfte, so hat der Jäger Glück. Költschen.

7. Nach Sonnenuntergang soll man keinen Kehricht über die Thürschwelle bringen. Biesenthal.

8. Ein Schütze erhält einen unfehlbaren Schuss, wenn er vorher nach einer geweihten Oblate schießt. Hammer.

9. Wenn man zwischen zweien hindurchgeht, nimmt man ihnen das Glück.
10. Elster- und Krähengeschrei, sowie das Krähen der Henne vor der Thür bedeuten Unannehmlichkeiten im Hause. Dölzig. Eulam. Wandern.
11. Wäscht sich die Katze und sieht gleich darauf jemand an, so stehen diesem im Laufe des Tages Unannehmlichkeiten bevor, Kindern Schläge.
12. Findet man morgens einen Strohhalm mit einer Ähre, so deutet das auf Herrenbesuch, ohne Ähre auf Damenbesuch. Angenehm ist der Besuch nur, wenn der Strohhalm auf dem Sofa liegt.
13. Wenn man dem Neumonde drei Tage hintereinander je drei Knickse macht, so erhält man ein Geschenk. Landsberg.
14. Liegt das Brot auf dem Bett, so ruht die Arbeit.
15. Legt man ein Brot so auf den Tisch, dass es über den Rand ragt, so bricht bald darauf eine Krankheit in der Familie aus.
16. Wenn es mit dem Rücken auf den Tisch liegt und es kommt eine fremde Person ins Zimmer, so nimmt diese das Glück mit hinaus.
17. Die Landleute verleihen nie ein ganzes Brot, sondern schneiden vorher ein Stück davon ab; dann bleibt ihnen ihr Glück. Eulam. Biesenthal.
18. Das Brot darf ihnen nicht ausgehen.
19. Der letzte Bissen hat die grösste Kraft.
20. Eine angebissene Brotschnitte soll man nicht einem andern geben, sonst erzürnt man sich mit ihm.
21. Man duldet es nicht, dass ein Fremder sich die Cigarre über der Lampe anzündet, sondern bietet ihm ein Streichholz. Er würde das Glück aus dem Hause tragen. Landsberg.
22. Man soll nichts verleihen, sondern verkaufen, wenn man auch das Geld nicht sofort erhält.
23. Für eine geschenkte Stecknadel soll man sich nicht bedanken, sonst zersticht man die Freundschaft.
24. Die Wäschenerinnen versprechen sich für jedes Stechen mit der Nadel einen Kuss.
25. Verliert das Mädchen das Strumpfband oder geht ihm das Schürzenband auf oder lässt es sich durch einen Mann den Ring vom Finger ziehen, so verliert es bald die Jungfernchaft.
26. Fällt die Gabel herunter und bleibt sie in der Diele stechen, so deutet das auf Besuch.
27. Hat man bei Tisch einen Löffel nicht benutzt, so isst der Teufel damit. Soldin.
28. Wer abends im Bett isst, dem beleckt der Tod den Mund. Landsberg.
29. Die Thür soll man nicht zuschlagen, sonst wirft einem der Teufel die Himmelsthür vor der Nase zu.
30. Wenn Kinder mit Steinen spielen, so giebt es bald Krieg.
31. Schaukelt man eine leere Wiege, so nimmt man dem Kinde die Ruhe.
33. Dem Abdecker, der ein gefallenes Stück Vieh geholt hat, wirft man einen Stein nach, damit er nicht wiederkomme. Költschen. Hammer.

b) Tagwählerei.

1. Am Dienstag, Donnerstag oder Sonnabend wird in der Neumark keine grössere Arbeit begonnen.
2. Verlässt ein Kranke oder eine Wöchnerin das Bett zum ersten Male an einem Sonntag, so tritt ein Rückfall ein. Landsberg. Woldenberg.

3. Hat der Quatember eine hohe Datumszahl, so wird das Getreide teuer. Fresdorf.

4. Niest man nüchtern am Sonntag, so deutet das auf angenehme Gesellschaft, am Montag auf ein Geschenk, am Dienstag auf ein Getränk, am Mittwoch auf einen Brief, am Donnerstag geht alles schief, am Freitag auf Glück, am Sonnabend geht manches zurück. Sternberg. Baruth.

c) Alpdrücken (Mahre).

Man schützt sich dagegen, d. h. die Frau denkt nicht an einen:

1. Wenn man sein Taschenmesser halb zugeklappt unter das Kopfkissen legt. Biesenthal.

2. Wenn man die Schuhe so vor das Bett stellt, dass sich ihre Spitzen berühren. Döllzig.

3. Wenn man seinen Bruder beim Taufnamen ruft. Döllzig.

d) Gewitter.

1. In ein Haus, auf dem ein Storch oder an dem eine Schwalbe baut, schlägt der Blitz nicht ein.

2. Während eines Gewitters soll man Feuer auf dem Herd unterhalten.

3. Den Beter verschon ich, den Schläfer lass ich ruhen, den Esser schlag ich tot.

4. Blitzbrand kann man nur mit dicker Milch löschen. Landsberg. Biberteich.

5. Als Schutz gegen den Blitz befestigt man am Giebel des Hauses die Hörner eines Ziegenbockes oder aus Holz geschnittene Pferdeköpfe. Sternberg. Breesen.

e) Feuer.

1. Wer Feuer segnet, muss sich sogleich in ein Wasser und wäre es auch nur in eine Wassertonne retten, sonst schlägt der Feuerstrahl nach ihm und versengt ihn.

Besprechungsformeln:

2. Bist willkommen, du feuriger Gast.
Greif nicht weiter, als was du hast.

Das zähl ich dir, Feuer, zu deiner Buss. Fresdorf.

3. Ich gebiete dir, Feuer, du wollest legen deine Glut,
Bei Jesu Christi teurem Blut,
Das er für uns vergossen hat
Für unsere Sünd' und Missethat. Fresdorf.

4. Brand, fall in Sand,
Fall in Fahrweg,
Fall ganz und gar weg. Biesenthal.

5. Brand, fall in Sand,
Brenn nicht innenwärts,
Brenn auswärts. Landsberg.

f) Wind.

1. Die Schiffer dürfen bei ungünstigem Winde nicht nähen, vor allen Dingen nicht am Segeltuch, sonst nähen sie den Wind fest. Warthe.

2. Manche Schiffer können durch gewisses Pfeifen den Wind aus der gewünschten Gegend hervorlocken. Warthe.

3. Wind macht man, wenn man einen alten Besen verbrennt. Cöpenick.

g) Wetter.

1. Die Frauen verschaffen sich gutes Wetter zum Wäschetrocknen, wenn sie zuerst die Unterhose des Mannes aufhängen. Berlin.

h) Tiere.

1. Schwarze Katze und schwarzes Huhn soll man nicht aus dem Hause thun. Biesenthal.

2. Eine schwarze Katze, die um Mitternacht über den Weg läuft, soll man nicht anreden oder stossen, denn sie ist ein Geist. Zielenzig. Wepritz. Hammer.

3. Bestreicht man die eigenen Augen mit den Thränen eines Hundes, so sieht man Geister. Woldenberg.

4. Wird man von einem Wiesel gebissen, so lebt man noch soviel Jahre, als Zähne an der Wunde zu sehen sind. Zielenzig.

5. Gräbt man eine Kröte aus, so kommt man bald ins Kindelbier. Dölzig.

6. In der Zauche spießt man jede Kröte, deren man habhaft werden kann, mit der Mistgabel auf und steckt letztere verkehrt in den Misthaufen. Fresdorf. Blankensee.

E. Krankheiten.

I. Sympathetische Heilmittel.

a) Abzehrung.

1. Das kranke Kind wird in einen mit Wasser gefüllten Kessel gesetzt, der über gelindem Feuer steht. Sobald das Wasser warm wird, röhrt die Mutter mit einem Holzstabe darin. Darauf erscheint eine andere Frau in der Küche und fragt: „Was kocht Ihr?“ Die Antwort lautet; „Dörrfleisch, dass es soll dick werden“. Frage und Antwort müssen dreimal erfolgen. Zielenzig.

b) Rheumatismus.

1. Man soll eine Kartoffel bei sich tragen. Berlin.

2. Der Wunderdoktor bindet unter Hersagen eines Spruches dem Leidenden die Hände auf dem Rücken mit einem Strick zusammen, der nicht eher gelöst werden darf, als bis der kluge Mann über die Grenze ist; sonst verfällt er selbst in die Krankheit. Landsberg.

c) Kropf.

1. Eine gefundene Flintenkugel wird pulverisiert und, in Seidenband gewickelt, um den Hals getragen. Nach einigen Wochen wird der Kropf mit einer Totenhand vom andern Geschlecht bestrichen und die Kugel dem Toten mit ins Grab gegeben. Madlitz.

d) Krätze.

1. Der Kranke wird in einen Mehlsack gesteckt. Landsberg.

e) Fieber.

1. Man bekommt das Fieber nicht, wenn man am Gründonnerstage Brezeln isst. Beelitz.

2. Man „isst das Fieber auf“, indem man sein Lieblingsgericht in Übermass geniesst.

3. Auf Walnussblätter schreibt man die Worte: „Gott sei mir gnädig. Gott helfe mir“, und giebt die Blätter dem Kranken, der sie ungelesen essen muss. Fresdorf.

f) Milz.

1. Wenn einen die Milz sticht, soll man einen Stein aufheben, dreimal darauf spucken und ihn dann an seinen früheren Ort legen. Landsberg Dölzig. Schlanow.

g) Gerstenkorn.

1. Wer einen Fusssteig verunreinigt, bekommt ein Gerstenkorn.

2. Man vertreibt es, wenn man dreimal stillschweigend durch ein Astloch im Zaun sieht. Warthebruch.

3. Oder wenn man durch ein Reibeisen sieht. Baruth.

h) Schnupfen.

1. Man verliert ihn, wenn man beim Essen die Gabel so legt, dass die Zinken auf die Thür weisen. Biesenthal.

2. Man soll ohne die Gegenwart eines anderen in die Ölkanne gucken. Baruth.

i) Warzen.

1. Wenn man Wasser trinkt, von dem Hühner getrunken haben, erhält man Warzen.

2. Die Warzen zählen, ebensoviele Knoten in einen Strohhalm machen und diesen unter der Dachtraufe vergraben. Dasselbe mit einer Schnur.

3. Man stiehlt ein Stück Fleisch, drückt es auf die Wärzen und lässt es von einem Hunde fressen.

4. Auf Hühneraugen drückt man eine Erbse und wirft diese über den Kopf weg in einen Brunnen. Jedoch soll man sich eiligst entfernen, damit man nicht das Aufschlagen der Erbse auf das Wasser vernehme. Woldenberg.

k) Wunde.

1. Man bestreicht sie dreimal mit einer Weidenrute, die man darauf in ein fliessendes Gewässer wirft. Biesenthal.

2. Die Hand, in der ein Maulwurf verendet ist, heilt alle Wunden. Dölzig.

l) Bettläsionen.

1. Während es zur Kirche läutet, soll der Kranke in eine Brückenbohle ein Loch bohren und durch dieses den Urin lassen. Dölzig. Bernstein.

2. Der Kranke soll junge gebratene Mäuse oder die pudenda eines Schweines essen. Landsberg.

3. Man wird geheilt, wenn man in ein offenes Grab uriniert.

m) Krämpfe.

1. Von drei Fahnen aus dem Zeughause Stücke abschneiden, darauf eine ungerade Anzahl Tropfen Blut von einem schwarzen Kater thun und am Charfreitage zusammen mit einer ungeraden Anzahl Eierschalen dreimal kochen. Biesenthal.

n) Blutarmut.

1. Man zieht der Kranken, mittelst einer Stopfnadel einen Wollfaden durch das Ohrläppchen und vergräbt ihn unter einer Gosse. Berlin.

o) Schwindsucht.

1. Wer ins Feuer speit oder ein Katzenhaar verschluckt, erhält die Schwindsucht. Landsberg. Biesenthal.

p) Zahnschmerzen.

1. Wenn man während eines Gewitters isst, bekommt man hohle Zähne.
2. Stösst man ein kleines Kind mit dem Munde auf den Teig, so Zahnt es bald. Sternberg.
3. Wenn ein Kind leicht die Zähne bekommen soll, muss man es dreimal mit dem Munde auf einen Schafbock stossen, wenn die Tiere abends von der Weide heimkommen. Meyenburg.
4. Hat ein Kind einen Zahn verloren, so soll es ihn über den Kopf werfen und dabei sprechen: Mus, ick gew di en hölten Tähn, giw mi en knökern weeder. Meyenburg.
5. Wer von der Stelle isst, an der Mäuse das Brot benagt haben, bekommt keine Zahnschmerzen.
6. Zahnschmerzen vergehen für immer, wenn man am Charfreitage, ehe die Sonne aufgeht, die Nägel von Händen und Füssen kreuzweise abschneidet und sie zum Kreuzweg trägt. Biesenthal. Baruth.
7. Morgens nach dem Waschen soll man sich zuerst die Hände abtrocknen.
8. Den schmerzenden Zahn soll man mit Brot reiben und dieses in einen Ameisenhaufen werfen. Biesenthal.
9. Auf dem Kirchhof Erbsen zerbeissen und sie in ein frisches Grab werfen. Landsberg.

II. Heilsprüche.

a) Rose.

- 1*. Die Rose und die Weide,
Die standen beide im Streite;
Die Weide, die gewann,
Die Rose, die verschwand. Landsberg. Zielenzig.
2. Die Rose hat in diese Welt
Uns Gott als Königin gesandt
Und über ihr das Sternenzelt
Als Krönungsmantel ausgespannt.
Rose † Rose † Rose † weiche,
Flieh auf eine Leiche,
Lass die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit. Königsberg.
3. Rose, du bist von Erde und sollst zu Erde werden, wovon du genommen bist. Biesenthal.

b) Flechte.

- 1*. Ich streiche deine Flechte,
Das thu ich dir zum Rechte.

- Sie soll weichen,
 Drum muss ich streichen.
 Jesus Christus, Gottes Sohn,
 Wird dir davon helfen schon. Zielenzig.
- 2*. Flechte, du sollst dich mit der Asche verbinden,
 Flechte, du sollst über das rote Meer verschwinden,
 Flechte, du sollst nicht mit der Asche kommen wieder. Landsberg.

c) Brand.

1*. Unser Herr Jesus Christus ist geboren in Bethlehem, erzogen in Nazareth, gekreuzigt in Jerusalem, die drei sind wahr. Unser Herr Jesus Christus nahm die schönen Jungfrauen an der Hand, besprach die Schwulst und auch den Brand und auch die Schmerzen. Döllig.

2. Hoch ist der Himmel,
 Kalt ist der Nebel,
 Kalt ist die Totenhand,
 Damit vertreib ich diesen Brand. Biesenthal.
3. Ich bespreche diesen Brand in Kraft Gottes:
 Brand, fahr aus wie der Wind,
 Dass dich niemand find. Königsberg.
4. Als ich über den Jordan ging,
 Fand ich eine Totenhand,
 Damit still ich den Brand. Biesenthal.
- 5*. Brand, da ich dich fand,
 Sollst du verschwinden,
 Wie der Tau im Grase,
 Wie der Tote im Grabe. Landsberg. Zielenzig.

d) Fieber.

1. Nussbaum, ich komme zu dir,
 Nimm die siebenundsiebzig Fieber von mir. Fresdorf.

e) Rheumatismus.

- 1*. Guten Morgen, Frau Ficht,
 Ich bring dir meine Gicht.
 Ich hab sic getragen bis auf den heutigen Tag
 Und du sollst sie tragen bis an den jüngsten Tag. Schlanow.
2. Am fliessenden Wasser, das Gesicht nach der Mündung gerichtet, drei Löffel Wasser trinken, den Löffel über den Kopf werfen und fortgehen, ohne sich umzusehen. Dabei sprechen:

O Wassermann, ich klag es dir;
 Die reissende Gicht vergehe mir. Schlanow.

- 3*. Guten Abend, Fichte,
 Nimm mir meine Gichte.
 Rheumatismus und auch Reissen
 Soll aus meinem Körper weichen. Zielenzig.

f) Beinverrenkung.

1. Du hast dein Bein verrenkt.
 Jesus Christus ward ans Kreuz gehängt.
 Thut ihm sein Henken nichts,
 Thut dir dein Verrenken nichts. Biberteich.

g) Herzspannen.

- 1*. Herzspannen rühr dich, Schorfkuchen verlier dich. Zielenzig.
2. Herzspannen von der Rippe
Wie das Kind von der Krippe. Fürstenberg.

h) Blutstillen.

- 1*. Es gingen drei Jungfern wohl über das Fold.
Die eine hiess Brunhillie,
Die andere hiess Blutstille,
Die dritte hiess Blutstillestand. Landsberg.
2. Selig ist der Tag,
Selig ist die Stunde,
Selig ist die Wunde,
Selig, was ich sag.
Du sollst nicht bluten, nicht schwären,
Nicht wehe thun, nicht zehren. Beelitz.
- 3*. Unser Herr Christus ward verwundet
Durch sein bitter Leiden.
Seine Wunden schwollen ihm nicht,
Sie schworen ihm nicht,
Sie thaten ihm gar nicht weh.
Soll es diesem Menschen auch nicht weh thun. Königsberg.
4. In Christi Garten steht ein Baum,
Er hat geblüht und blüht nicht mehr.
Blut stehe still und lauf nicht mehr. Biesenthal.
- 5*. Blut, stehe stille,
Denke, das ist Gottes Wille.
Halte feste wie ein Stein,
Dass alles möge beisammen sein. Zielenzig.
- 6*. Tief ist die Wunde,
Heilig ist die Stunde,
Heilig ist der Tag,
Wo die Wunde geschehen mag.
Du sollst nicht weiter schwären,
Bis die Mutter Gottes wird ein Kind gebären. Zielenzig.
- 7*. Es kamen drei Jungfrauen von der Sündflut her.
Die eine sprach: es ist gut;
Die andere sprach: es ist gut;
Die dritte besprach die Wehklage und das Blut. Madlitz. Zielenzig.

i) Darmgicht.

1. Ein Zettel mit der bekannten Sator-Formel wird um den Hals gehängt.
Fredorf.

k) Würmer.

- 1*. Jerusalem, du heilige Stadt,
Da Jesus Christus gekreuziget ward.
Er hat vergossen Wasser und Blut,
Das ist auch für euch Würmer gut. Königsberg.
- 2*. Im Namen Gottes etc. Dies thu ich für euch alle und lass euch dampfen
zur Ruh. Dölzig.

l) Knacken im Ellenbogen.

1. Ich stecke meine Hand durch die Lehmwand
Und bitte für mein Quarrband. Woldenberg.

m) Schlangenbiss.

- 1*. Da unser Herr Christus sprach,
Da mich der böse Wurm stach.
Hätt' Christus nicht gesprochen,
Hätt' mich der böse Wurm nicht gestochen. Költschen.

n) Warzen.

1. Lieber Mond, ich sehe deine zwei Spitzen.
Wenn ich die dritte sehe, soll meine Warze verschwitzen. Landsberg.
Schlanow.
2. Was ich sehe, das ist eine Stunde.
Was ich fühlle, das verschwinde.

o) Zahnschmerzen.

- 1* Ich grüsse dich, du helles Licht (Vollmond)
Für die Zähn und für die Gicht,
Für die roten Würmelein,
Die in meinen Zähnen sein. Landsberg.
- 2*. Rauschendes Wasser, ich komme zu dir.
Das Reissen der Zähne bring ich dir.
Mich hat es gerissen Tag und Nacht,
Dich mög' es reissen bis ins tiefe Meer hinab. Zielenzig.

p) Berufen.

1. Zwei böse Augen haben dich gesehn,
Zwei gute sollen dich wiedersehn. Döllig.
2. Zwei schlimme haben dir es angethan,
Zwei gute werden dir's benehmen. Landsberg.

q) Verfangen.

- 1*. Hast du dich verfangen im Wasser,
So hilft Marien Vater;
Hast du dich verfangen im Futter,
So hilft Marien Mutter;
Hast du dich verfangen im Wind,
So hilft Marien Kind. Meyenburg. Landsberg. Fresdorf.
- 2*. Der liebe Gott woll helfen,
Dass es besser werde.
Wie gewonnen,
So zerronnen,
Wie der Tau im Grase,
So die Kuh (das Pferd) im Grabe. Landsberg
3. Christus hangt,
Christus ist los.
Nun bist du dein Verfangen los. Fresdorf.

4. Du hast dich verfangen,
Jesus Christus ist gehangen.
Jesus Christus ist vom Kreuz genommen,
Du wirst die Krankheit bald überkommen. Königsberg.

r) Gegen bissige Hunde.

- 1*. Maria ging in einen Grund,
Behielt den Namen Gottes in ihrem Mund
Und schlug damit den bösen Hund. Königsberg.
 2. Hund, du hältst deinen Mund
Und deine Zähn',
Und lass mich gehn. Biesenthal.
 - 3*. Als Mutter Maria geboren war
Und als sie den ersten Hund sah,
Da sprach sie: Hund sei stille,
Gottes Wille, Gottes Wille. Landsberg.
-

Volkssegen aus dem Böhmerwald.

Von J. J. Ammann in Krummau.

Unter dem noch stark verbreiteten Aberglauben des Böhmerwaldes stehen allem voran die Segensformeln, die heute noch im Volke gegen die verschiedensten Krankheiten und Leiden bei Menschen und Tieren in Anwendung sind. Die Anwendung der Segensformeln von Seite des Volkes ist hier fast noch allgemein, die Besprechung selbst geht häufig nur von einzelnen Eingeweihten, Männern und Weibern, aus, die mit Eifersucht und abergläubischem Sinn ihre Formeln und die Kunst der Anwendung hüten. Sie glauben, der Segen verliere für sie seine Kraft, wenn er nicht geheim gehalten, wenn er andern mitgeteilt werde. Überhaupt soll der Segenkundige in seinem Leben nur einem seine Kunst beibringen; das Gebot der Weiterverbreitung findet sich nur bei einzelnen neueren Segen und ist gewiss nicht im Sinne der alten Zeit. Merkwürdig ist auch der Aberglaube der Leute des Böhmerwaldes, dass nicht jeder, der die Segenssprüche kennt, schon befähigt ist, dieselben wirksam anzuwenden. Ein rechter Besprecher empfängt seine Weihe aus einem besondern geheimnisvollen Brauch. Wenn nach schwererer Winterszeit die Bächlein, vom Eise befreit, wieder munter durch das frische Grün rieseln und aller Orten die Blumen hervorlocken, dann hat ein Besprecher auf seinen Wegen die

Augen offen, ob er nicht an Bachesrand oder in sumpfiger Wiese eine Osterblume (d. i. die gelbe Dotterblume, *Caltha palustris*) bemerke. Sowie er nämlich im Frühling die ersten Osterblumen antrifft, lässt er sich vor der Blume auf ein Knie nieder, legt den Hut neben sich auf den Boden und spricht, während er die Blume mit zwei Fingern abreisst:

Grüas di Gôd¹⁾), du Osterbluam! — I bröck di o(b), — Du bist für neuloi (neunerlei) Neid und . . . — . . . Augstoi (Augstall²⁾). — Du bist nid für neune, — Nur für achte, — Nid für achte, — Nur für siebne, — Nid für siebne, — Nur für sechse, — Nid für sechse, — Nur für fünfe, — Nid für fünfe, — Nur für viere, — Nid für viere, — Nur für drei, — Nid für drei, — Nur für zwei, — Nid für zwei, — Nur für eins, — Nid für eins, — Du bist für keins!

Diesen Spruch wiederholt der Besprecher auch beim Pflücken der zweiten und dritten Osterblume. Es werden so im ganzen entweder drei oder neun Osterblumen gebrockt. Die abgebrockten Blumen nimmt er nun zwischen seine Hände und reibt sie, wobei er ein Vaterunser betet. Die Osterblumen trägt er alsdann nach Hause und bestreicht daheim damit Vieh oder Menschen, die er vor dem Bösen bewahrt wissen will. Beim Bestreichen wird häufig nochmals ein Vaterunser gebetet. Erst nach dieser vorbereitenden, einweihenden Handlung ist ein Besprecher mit der nötigen Macht ausgestattet, die Besprechungen so lange wirksam vorzunehmen, bis die Osterblumen in dem darauf folgenden Jahre wieder blühen.

Ferner darf für das Besprechen nichts verlangt werden³⁾), sonst hilft es nicht; wohl aber darf der Besprecher das, was man ihm unaufgefordert und freiwillig giebt, annehmen.

Die ältesten, schönsten Segen bei allen Völkern laufen über in Gebete, welche bei Opfern hergesagt wurden⁴⁾). Die ältesten Segen des deutschen Volkes reichen mindestens in jene Zeiten zurück, in denen das Volk noch gläubig an seiner Naturreligion und den selbstgeschaffenen Göttern hing. Vielleicht sind die alten Segensformeln vielfach nichts anderes als zu Formeln erstarrte Gebete aus heidnischer Zeit. Mit dem Christentum treten dann für die heidnischen Gottheiten Gott, Christus, Maria, die Apostel und die Heiligen ein⁵⁾). Ja wir bemerken, dass selbst bis ins 18. Jahrhundert herauf die Verbreitung der Segen und das Vertrauen auf die wunderbaren Heilsprüche im Volke noch allgemein anhält. In eben diesem Masse vollzieht sich aber auch eine Wandlung in Form und Inhalt. Die Segen werden, obwohl sie sich auch in gereimten Sprüchen mündlich und schrift-

1) ô sprich = ou, ê = ei.

2) Die Blähkrankheit des Viehes.

3) Vgl. Grimm Myth. 975.

4) Vgl. Gr. Myth. II. 1038.

5) Vgl. Haupts Zs. I, 143 f. Fr. Schönwerth. Sitten und Sagen aus der Oberpfalz III, 198.

lich fortpflanzten, besonders in prosaischer Form weiter ausgesponnen. Waren sie früher für einzelne gegenwärtige oder vorauszusehende Übel eingerichtet, so werden nun Segensformeln gebildet, die gleich für alles Mögliche Hilfe und Rettung versprechen. Indessen haben sie sich in der Form von den alten Segen noch nicht ganz losgemacht, sie sind durch Zusätze vermehrt und in ihrer Wirksamkeit verallgemeinert worden. Zuletzt endlich sehen wir sie, ihrer alten Wunderkraft beraubt und des geheimnisvollen Äussern vielfach entkleidet, in der religiösen Anschauung des Volkes aufgehen. Der alte geheimnisvolle Formelkram ist in den gewöhnlichen Haussegen, die wir in jedem Hause auf dem Lande finden, bereits verblasst. Der Aber- und Überglaube ist verschwunden, der christliche Haussegen macht Anspruch auf einen werkthätigen Glauben. So scheinen denn die Segen in ihrer Entwicklung aus reiner religiöser Anschauung entsprungen und mit Übertragung auf die christliche Religion wieder zu ebenso reiner religiöser Anschauung zurückgekehrt zu sein.

Wer nun in einem urwüchsigen Volke, wie das des Böhmerwaldes ist, nach Volkssegen forscht, wird noch Formeln aller Art finden. Denn das Volk will nicht nur gegen Böses und Übles in der Zukunft gefeit sein, es will besonders auch von gegenwärtigen Leiden und Krankheiten befreit werden, selbst Beschwörung und Zauber wird angewendet, um von Übeln loszuwerden oder das wankende Glück zu befestigen.

Nach diesen Gesichtspunkten möchte ich denn auch die folgenden Segen teilen in:

I. Heilsprüche für Menschen und Tiere¹⁾, und zwar gegen äussere und innere Krankheiten, die den Menschen oder seine Haustiere bereits befallen haben. Diese haben noch vielfach altertümlichen Charakter, einige davon sind Beschwörungen, einige zeigen aber auch schon den Übergang zu den kirchlichen Gebetsformeln.

II. Beschwörungs- oder Zauberformeln, bei denen durch die Kraft des Spruches in zauberhafter Weise, auch durch Gebet die geheime oder offene Macht böser Menschen, Tiere, auch der Natur gelähmt oder besiegt wird. So wird gar vieles im Volke auf Neid zurückgeführt, was sich durch Beschwörung oder Zauberspruch beheben lässt; ebenso kann man auf solche Weise einen bissigen Hund, einen Feind, ein Gewitter und dergleichen beschwören.

III. Kirchliche Segen und Gebete gegen Böses und Übles im allgemeinen. Hier haben wir schon mannichfältigere Formen, überall aber wird noch wunderbare Hilfe erwartet, wenn man den betreffenden Segen betet oder auch nur bei sich trägt. Die Wirkung erstreckt sich nicht so sehr auf wirklich vorhandene Leiden oder Krankheiten als vielmehr auf künftige mögliche aller Art.

1) Auch bei Tierkrankheiten walten Geister, Gr. Myth. 973.

Die Anwendung aller dieser Volkssegen verlangt überdies eine bestimmte Handhabung und formgemäße Ausführung von Seite des Besprechers. Manche Segen werden von jedem Beliebigen, der sie kennt, selbst ausgeführt, andere wieder nur von eigenen Besprechern, womit in der Regel dann auch mehr Formwesen verbunden ist. Ich habe dies, wo es zu erfragen war, bei den einzelnen Segen angemerkt, nur bei den kirchlichen Segens- und Gebetsformeln ist noch die Art der Ausführung besonders zu beachten. Schon da sie allgemeinerer Natur sind, werden sie auch allgemeiner verwendet. Fast jeder Bauer oder jede Bäuerin besass hier früher und besitzt auch vielfach heute noch einen oder mehrere Segen dieser Art. Bevor er oder sie dann in der Frühe in den Stall geht, wird der Segen unter der Hausthüre oder unter dem „Passthörl“ (Verbindungs-thürchen zwischen Haus und Stall) stehend gebetet. Diese Segen sind nämlich häufig auf fliegende Blätter gedruckt, meist aus dem vorigen Jahrhundert, aber sind auch geschrieben, und enthalten neben gewissen Zeichen und Charakteren Gebete, welche von den Bauersleuten in obiger Weise an bestimmten Tagen des Monats gebetet werden. Diese bestimmten Tage sind die Unglückstage, deren jeder Monat etliche hat. Drei Tage des Jahres sind ausgesuchte Unglückstage, nämlich der 1. April, an welchem Judas der Verräter geboren wurde, der 1. August, an welchem der Teufel vom Himmel geworfen wurde und der 1. Dezember, an dem Sodoma und Gomorha von der Erde vertilgt wurde. Die Unglückstage der einzelnen Monate sind: 1. 2. 6. 11. 17. 18. Jänner, 8. 16. 17. Februar, 1. 12. 14. 15. März, 3. 15. 17. 18. April, 8. 10. 17. 30. Mai, 1. 7. Juni, 1. 5. 6. Juli, 1. 3. 18. 30. August, 15. 18. 30. September, 15. 17. Oktober, 1. 7. 11. November, 1. 7. 11. Dezember. Wer an solchen Tagen geboren ist oder heiratet, ein Unternehmen beginnt oder eine Reise antritt, der fährt nie gut.

Ebenso oder noch gefürchteter sind die Losnächte. In den Losnächten treiben die Hexen und allerhand andere böse Geister ihren Spuk, und Haus und Hof müssen durch heiligen Brauch vor ihrem Zauber behütet werden. Man schreibt mit geweihter Kreide an Thüren und Geräte drei Kreuzzeichen, man räuchert in Wohnung und Stall mit geweihtem Rauchwerk, man besprengt die Räume mit Weihwasser und giebt dem Vieh Weihsalz auf Brot. Ängstlich hütet in solchen Nächten jeder sein Haus, denn in Losnächten auf freiem Felde zu wandeln ist ein Wagnis auf Leben und Tod; sicher kann man sich nur „unter den eigenen Dachtropfen“ fühlen. Die Losnächte sind: vor Andreas (29. November), vor Barbara (4. Dezember), vor Thomas (20. Dezember), die Christnacht (24. Dezember), die Sylvesternacht (31. Dezember), Feistrauchnacht (5. Jänner)¹⁾.

Das Volk wähnt sich stets von Unheil und Bösem umlauert, daher die

1) Vgl. Simrock, Myth. S. 572.

Vorliebe für derlei Hilfsmittel. Da diese Segen meistens lang sind und mehrere Gebete oder Teile enthalten, vergleiche den Tobiassegen, so wird gewöhnlich der Segen auf 2—3 Tage mit je einem Gebet verteilt, darauf wiederholt oder auch ein zweiter verwendet. Solche Segen sind im voraus gut für Hexerei, Zauberei, Hagel, Blitz, Donner, Wasser- und Feuersnot, für bösen und gähn Tod, für schwere Leibeskrankheiten, bei schweren Entbindungen, gegen Mörder und Diebe, gegen jedes Gewehr und Geschoss u. s. w. Die Wirkung empfindet, wer sie betet, mit sich trägt oder auch sich auflegt; auch am Abend werden sie gebetet, denn Segen werden insbesondere am Morgen und Abend gesprochen. (Grimm Myth. Nachtr. zu 1023).

Die Anwendung der Segen bezeichnet das Volk mit „ansprechen“, „prauchen“, auch „wenden“, weniger volkstümlich ist „beschwören“. Derjenige, welcher „angesprochen“ oder „praucht“ wird, ist „b'schrien“ oder „anb'schrien“, auch in besonderen Fällen „verneidet“. Vgl. Grimm Myth. 864. 1027 und Nachtr.

In den Anmerkungen werde ich auf die verwandten Fassungen der wichtigsten Segensammlungen kurz verweisen, um damit den Zusammenhang dieser Volkssegen aus dem Böhmerwald mit denen vieler anderer deutscher Länder anzudeuten und für eine eingehende wissenschaftliche Behandlung näherzurücken.

I. Heilsprüche für Menschen und Tiere.

A. Gegen äussere Krankheiten.

1. Gegen Weren¹⁾ am Auge.

(aus Krummau und vielen andern Orten des Böhmerwaldes).

Man macht dreimal den folgenden Spruch und fährt jedesmal mit der Faust über das Auge.

Weren, Weren, — Lass dich scheren,
Oder ich scher' dich — Mit einer Trogscheren²⁾!

Statt der Drohung mit der Trogscheren nehmen die Leute auch einen Löffel und fahren damit dreimal über die Weren, wobei sie jedesmal den Spruch machen.

Oder noch kürzer in einem ähnlichen Falle:

Wer etwas im Auge hat, der spreize mit den Fingern das andere Auge auf und spucke dazu aus, so geht der fremde Gegenstand heraus.

2. Gegen Blättern in den Augen (aus Salnau).

Man spreche:

Was trage die Mutter Gottes auf ihren Armen? —

Das liebe Jesulein, welches die Blättern vertilgen und vernichten kann!

Darauf verschwinden die Blättern.

1) Weren = Blutgeschwür im Augenliede, sogenanntes Gerstenkorn. Schmeller, Bayr. Wörterb. II, 1002.

2) Trogscheren = Schereisen, womit der Bäcker den Trog ausscharrt; scheren von scherren. Schm. I, 451 und 52.

3. Gegen Zitteroch (Flechte) (aus Wallern).

Man mache auf die Stelle, wo dieser Hautausschlag ist, dreimal mit der geöffneten Spanne von Daumen und Zeigefinger das Kreuz, wobei man die Hand jedesmal so dreht, dass die Linie zwischen Daumen und Zeigefinger nach der Drehung in Kreuzform zu stehen kommt. Dazu spricht man:

Unsern Herr Gott seine heilige fünf Wunden
Haben nicht geeiert und nicht geschwiert.
Es helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott hl. Geist.

Darauf bläst¹⁾ man dreimal in derselben Kreuzform über die Stelle weg. Das ist aber beim abnehmenden Mond²⁾ zu machen, und zwar dreimal übern Tag, d. i. jeden andern Tag; auch darf man sich in dieser Zeit nicht nass machen.

Gegen „Ziedra“³⁾ (aus Christianberg).

Zitteroch spricht das Volk auch Ziedra. Wer an Ziedra leidet, benetze den Zeigefinger der rechten Hand mit Fensterschweiss (d. i. mit dem Feuchten angelaufener Fenster) und fahre an der Aussenseite der Flechte rund herum und spreche dazu:

Wilder Ziedra, wilder Ziedra, wilder Ziedra! — Mach dich nicht breit, — Die Juden essen am Freitag Fleisch⁴⁾, — Und wenn sie keins haben, — So essen sie dich zusammen.

Dann mache man über die Flechte von oben herab 8 Kreuzzeichen und spreche dazu: Im Namen u. s. w.

4. Gegen Krätze (aus Mugrau).

Man gehe bei mondheller Nacht ins Freie und lasse den Mond auf die Hand scheinen. Dazu sagt der Besprecher:

Was ich sehe, das ist Sünde, — Was ich greife, das verschwinde!

Er fasst dabei die Hand des Krätzigen, betet einige Vaterunser, zuletzt: Im Namen u. s. w.

5. Gegen die Warzen (aus verschiedenen Orten).

Der Besprecher nimmt ein Stück Speck und schmiert unter folgendem Spruch damit die Warzen ein:

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit schmiere ich euch ein. Entfernet euch im Namen u. s. w. Amen.

Das Schmieren hat bei abnehmendem Mond zu geschehen. Nach dem Schmieren gräbt er das Stück Speck unter den Dachtraufen des Hauses ein. Sowie der Speck verfaul ist, müssen auch die Warzen verschwunden sein.

Von manchen Leuten wird das Stück vorerst in Erbsen gesottern und dann geschmiert.

Man reibt die Warzen auch mit dem Totenbein eines Menschen, legt es an denselben Ort, wo man es aufgenommen, wieder nieder und geht, ohne nach demselben umzuschauen, davon, so verschwinden die Warzen.

1) Der Hauch des Mundes hat heilende Kraft, vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 973. A. Birlinger, Aus Schwaben, I, 441. Zs. f. deut. Myth. IV, 118—19, 416, 973.

2) Zunehmender sowohl als abnehmender Mond gelten als heilbringende Zeit, vgl. Gr. Myth. 595—96. Kuhn, Westf. Sag. II, 192.

3) Vgl. Schm. II, 1164. Gr. Myth. Nachtr. zu 971.

4) Vgl. Schönwerth III, 267, 26. Birlinger, Aus Schwaben I, 446.

Eine andere Formel gegen die Warzen:

Hörst du für einen Verstorbenen Begräbnisläuten, so stelle dich an ein fliessendes Wasser, wasche jene Stelle, wo du die Warzen hast, und sprich dazu:

Jetzt läutet man zu einer Leich', — Und was ich wasch, das weich'?
Im Namen u. s. w. Amen.

Oder man zähle auch an einem Freitag, wenn der Mond abnimmt, die Warzen bei Menschen oder beim Vich und mache dann in einen Zwirnfaden so viele Knoten, als vorher Warzen gezählt wurden. Darauf zähle man von der betreffenden Zahl an rückwärts bis 0 und grabe dann den Zwirnfaden unter der Dachtraufe ein. Sowie er verfault ist, sind auch die Warzen verschwunden.

Vgl. Panzer, bayr. Sagen 2, 305. E. Meier, Schwäb. Sagen, S. 518. Zs. f. deut. Myth. IV, 115.

6. Gegen den Wurm am Finger (aus Höritz).

Beschwörungsformel.

Wurm, ich beschwöre dich bei dem heiligen Tag!
Wurm, ich beschwöre dich bei der heiligen Nacht!
Wurm, ich beschwöre dich bei den fünf Wunden!
Wurm, ich beschwöre dich bei den heiligen drei Nägeln Christi!
Wurm, ich beschwöre dich bei der Kraft Gottes!
Du seiest gleich grün, blau, weiss, schwarz oder rot,
Dass du liegest in dem Finger tot.
Das sei dir zur Busse gezählt!
Im Namen u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sagen und bei jedem der höchsten Namen über den wehen Finger hinwegzublasen¹⁾.

Vgl. MSD² XLVII, 2 und Anm. E. Meier, Sagen No. 464. 465. Grimm Myth. 968 und Nachtr. zu 967 und 1043 und Anh. XV., XXVIII., XXIX. Kuhn in Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII, 135 f. Birlinger, Aus Schwaben I, 444—45, 461.

7. Gegen starke Blutung, das Blut zu stillen.

Man halte mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Blutung ab und spreche dreimal nacheinander:

Blut rinn und rinn nimmer — Unser Herr Gott ist gestorben und stirbt nimmer.
Glückselige Wunden, — Glückselige Stunden,
Glückselig und heilig ist der Tag, — Wo die hl. Jungfrau Jesum Christum geboren hat.

Darauf ein Vaterunser und das Kreuzzeichen über die Wunde: Im Namen u. s. w. Amen.

Andere Formel, dreimal zu sprechen:

Es sind drei glückselige Stunden in diese Welt gekommen. In der ersten Stund' ist Gott geboren, in der andern Stund' ist Gott gestorben, in der dritten Stund' ist Gott wieder lebendig worden. Jetzt nenne ich die drei glückseligen Stunden und stille dir N. N. damit das Gliedwasser und das Blut, dazu heile ich dessen Schaden und Wunden Im Namen u. s. w.

Vgl. MSD² IV, 6. XLVII, 1 mit Anm. S. 460 f. Grimm Myth., Anh. XXXII. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt, II, 4 S. 163. Schönwerth III, 284—35. Kuhn WS. II, 197 f. A. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

1) Vgl. I. A. 3.

Auch gegen Nasenbluten

spricht man in Polletitz:

Blut rinn und rinn nimmer,
Unser Herr Gott ist g'storben und stirbt nimmer.

8. Gegen Schwieren von Schnittwunden (aus Mistelholz).

Wenn man sich eine Schnittwunde beigebracht hat, so halte man sie mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zu und spreche:

Glückselige Wunden, — Glückselige Stunden,
Glückselig und heilig ist der Tag, — Wo die hl. Jungfrau Jesum Christum geboren hat.

Darauf bete man ein Vaterunser und mache mit dem Daumen über die Wunde einmal das Kreuz: Im Namen u. s. w. Amen.

Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 526. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 9. S. 359, 4.

Andere Formel (aus Höritz):

Heilsam ist die Wunde,
Heilsam ist die Stunde,
Dass nicht geschwiert und nicht gebiert ¹⁾),
Bis die Mutter Gottes ihren ersten ²⁾ Sohn wieder gebiert.
Im Namen u. s. w.

9. Gegen Geschwulst gewisser Körperteile (aus Lagau).

Es war eine Jungfrau, — Die wollte eine Geschwulst beschauen.
Sie ist heiss, — Sie sticht heiss.
Geschwulst steh still, — 'S ist Gottes Will'.

Man mache über die Geschwulst drei Kreuzeichen und spreche dazu: Im Namen u. s. w.

Vgl. Grimm Myth. Anh. XXXII. Kuhn WS. II, 212. Aus Schwaben I, 469. In Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 162, 5 werden drei Jungfrauen genannt.

Dazu stimmt mehr eine andere Formel aus Pramhof (bei Hohenfurt) gegen Harnwinde, die lautet:

Es sitzen drei Jungfrauen auf einem Marmorstein,
Die eine spinnet grob, die andere fein,
Die dritte spinnt ein Inwindel ³⁾
Fürs Harnwindel.
Es helfe dir Gott Vater u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen und auf Menschen und Tiere anzuwenden.

Vgl. zu drei Jungfrauen auch: Birlinger, Aus Schwaben I, 447.

1) Der vorletzte Vers scheint verderbt. Er soll wohl lauten:

„Dass nicht geschwillt und nicht geschwiert“,

aber auch die ganze Formel scheint gekürzt, vergleiche Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 9 S. 359, 4. Kuhn WS. II, 197 und 214. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

2) In einem Aargauer Segen von Rochholtz in Zs. f. deut. Myth. IV, 114 heisst es am Schlusse:

„wo die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn gebären mag“, während der übrige Teil des Segens gänzlich abweicht.

3) Einwickeltuch.

Gegen Geschwulsten

sagt man in Polletitz:

Schaden, du sollst nicht schwören, haben unseres Herrgotts Wunden auch nicht geschwärzt.

Wer an Harnwinden leidet, was bei den biertrinkenden Bauern im Böhmerwald häufig der Fall ist, nimmt ein Messer vom Tische und verlässt damit die Stube. Draussen macht er mit dem Rückenteil des Messers über den massgebenden Körperteil dreimal das Kreuzzeichen und er ist geheilt. Sehr häufig in Anwendung.

Vgl. Schönwerth III, 254.

„Ung'send“¹⁾ (Entzündung)

wird in Kuschwarda folgendermasse besprochen:

Der Besprecher macht ein Kreuz über das Ung'send, betet einige Vaterunser und sagt nach jedem: „Unseres Herrgotts heilige Wunde am . . . (hier wird der entzündete Körperteil genannt) war früher auf der Welt als das Ung'send“.

10. Gegen Frösch²⁾ (Auswuchs im Gesicht oder am Hals bei Menschen oder Tieren) (aus Mistelholz).

Frösch kriech aus! Gott gebs, dass du nicht länger bleibst, bis hinter der Essenszeit. Im Namen u. s. w.

11. Gegen Schäl³⁾ (Drüsengeschwulst). Beim Vieh anzuwenden, aus Mistelholz.

Wenn eine Drüse beim Vieh aufzubrechen droht, so holt man eine Schindel vom Dache und streicht⁴⁾ damit stark über die Schäl und spricht:

Schäl vergeh und brich nicht auf, da dir die Schindel vom Dach genommen ist und dir berieben! So helfe dir Gott u. s. w. ohne Amen. Ein Vaterunser, dann wirft man die Schindel in das Feuer.

Über Vernichtung der Schindel vgl. Gr. Myth. 1040 und I. B. 8 gegen Nervenfeber. Über die Heilkraft des Feuers vgl. Gr. Myth. 975.

12. Gegen das Boanwächs⁵⁾ (harte Beule). Beim Vieh anzuwenden, aus Mistelholz.

Hat ein Tier durch einen Schlag auf einen Knochen ein Boanwächs davongetragen, so ziehe man aus der Mauer einen Stein (wie gegen Pinkel), oder noch besser nchme man einen gefundenen Eisenring oder irgend ein Stück Eisen, das etwa auf dem Felde vom Pflugsee (Spitze) ans Tageslicht befördert wurde⁶⁾, und reibe damit das Boanwächs, sprechend:

Boan wachs und wachs nimmer,
Unser Herr Gott ist gestorben und stirbt nimmer.

1) Ung'send = Ungesund, im mhd. stm. = Krankheit; das Verwundetsein. Bei Schmeller II, 307.

2) Bei Schmeller in dieser Bedeutung nicht zu finden, dürfte von der Ähnlichkeit zwischen dem Tiere und solchem Auswuchs hergenommen sein.

3) Vgl. Schmeller II, 394 und Lexer Mhd. W. II, 638 f., aber nicht in dieser Bedeutung; wohl von der Ähnlichkeit zwischen Schale und solcher Geschwulst hergenommen.

4) Vgl. Gr. Myth. 975: Viel vermag streichen und binden.

5) Vgl. Schmeller II, 838: Beinwachs = geschwulstiger Auswuchs der Knochenmasse. DWb. I, 1386, 1388.

6) Schönwerth III, 255.

Darauf mache man mit dem Stein oder Eisen das Kreuzzeichen darüber und bete ein Vaterunser. Den Stein steckt man wieder in die Mauer ¹⁾, das Eisen aberwickelt man in Leinen und steckt es wieder in die Tasche, denn das soll niemand sehen.

Vgl. MSD ²⁾ IV, 7.

13. Gegen Pinkel ³⁾. Beim Vieh anzuwenden. Aus Lagau.

Wenn ein Ochs oder ein Rind pinkelartige Anschwellungen hat, so lege man die Hand verkehrt auf den Pinkel und spreche:

Gott von Gott,
Sei Gott,
Herr Himmel und der Erde!

Darauf bete man fünf Vaterunser unter dem heitern Himmel, und zwar so im Monat viermal. Fürs zweite: Nehme man einen Schupfenstein aus der Mauer, wo das nämliche Stück Vieh angebunden ist, und umfahre den Pinkel dreimal, schliesslich stecke man den Stein wieder hinein, wo man ihn herausgezogen hat und bete drei Vaterunser und Avemaria. Dies soll im Monat viermal geschehen.

B. Gegen innere Krankheiten.

1. Gegen Würmer im Leibe (aus Höritz).

Petrus und Jesus fuhren auf den Acker, ackern drei Furch, ackern auf drei Würmer. Der eine ist weiss, der andere ist schwarz, der dritte ist rot: Hiermit sind dem N. N. alle seine Würmer tot. Im Namen u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen.

Vgl. MSD ²⁾ IV, 5. XLVII, 2 und S. 466. E. Meier, Sagen No. 464. 465. Über den erzählenden Eingang dieses Segens vergleiche hier u. a. a. O. Grimm Myth. 1042 und Nachtr.; besonders vergleiche auch Anh. XLIII, wo sich gegen Wurm am Finger fast dieselbe Fassung wie hier findet. Schönwerth III, 250 bis 251. Kuhn WS. II, 207. Zs. f. deut. Myth. IV, 111—12. Birlinger, Aus Schwaben I, 444—45, 459.

2. Gegen Kolik (aus Höritz).

Ein alter Schurrenkopf ³⁾, — Ein alter Leibrock,
Ein Glas voll Rautenwein, — Bärmutter ⁴⁾ lass dein Grimmen sein!
Im Namen u. s. w.

Die Formel ist dreimal zu sagen.

3. Gegen Zahn- und Kopfschmerzen ⁵⁾ (aus Höritz).

Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, dass du aus des N. N. Leibe

1) Kuhn, WS. II, 194.

2) Vgl. Schmeller I, 394: Pinkl = Geschwulst.

3) Vgl. Zs. f. deut. Myth. IV, 109, wo in derselben Fassung „schorenschopf“ = Düngerstätte überliefert ist. Vgl. auch E. Meier, Sagen No. 481.

4) Vgl. Gr. Myth. 969 und Zs. f. deut. Myth. IV, 109.

5) Vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 970. Birlinger, Aus Schwaben I, 448.

gehest und ihm so wenig schadest, als es Christus dem Herrn am heiligen Kreuze geschadet hat. Das befiehlt dir Gott Vater, Sohn und heiliger Geist.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen.

4. Gegen den Rotlauf (aus Höritz).

Ich ging durch einen roten Wald, und in dem roten Wald, da war eine rote Kirche, und in der roten Kirche, da war ein roter Altar, und auf dem roten Altar, da lag ein rotes Messer. Nimm das rote Messer und schneide rotes Brot! Im Namen u. s. w.

Zum erzählenden Eingang vergleiche I. B. 1. Zu Brotmesser Gr. Myth. Anh. XXXVI. Zu rot Gr. Myth. 982 und 967 und Nachtr. Kuhn WS. II, 209. Dieselbe Fassung siehe in Zs. f. deut. Myth. IV, 104. Birlinger, Aus Schwaben I, 446.

Eine andere Formel:

Unsere liebe Frau geht über eine grüne Wiese, begegnet ihr eine rote Rose. Wo gehst hin? Geh aus dieser Person! Geh auf hohe Bügel und Berge, auf hohe Roan und Dorn und ins rinnende Wasser! Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. 975 und 1041—42 und Nachtr. zu 1042.

Eine andere Formel aus Polletitz:

Einst ging der Herr Jesus auf einer grünen Wiese umher. Es begegnete ihm eine rote, blaue und weisse Rose. „Wo gehst du, blaue, weisse und rote Rose hin?“ „In den Kopf des N.“ „Was wirst du dort machen?“ „Stechen, brennen und brechen“. „Lass seinen Kopf in Ruh, geh auf die Berge und Felsen und in die Thäler und Wälder. Dort breche, steche und brenne! bis du damit zuende bist, wird unterdessen der jüngste Tag.

Vgl. zu drei Rosen: Birlinger, Aus Schwaben I, 443.

5. Gegen Schwindel und Schwinden (aus Mistelholz).

Helfe unser Herrl! Seine Wunden haben nicht geschwiert und nicht geeitert.

Fleisch und Blut,

Haut und Bein

Steh wie Stein!

Helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!

Vgl. Grimm Myth. Bemerkung zum 2. Merseburger Zauberspr. 1030 und Nachtr. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

Oder die Formel:

Schwindbein, streich dich mit dem Schienbein!

Wenn du nicht gleich ausgehst,

So streich ich dich mit dem Schienbein!

Helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!

Oder die Formel:

Schwindel, Schwindel, du thust schwindeln, — Du sollst aber nicht schwindeln!

Du hast Fleisch und Blut, — So wie unser Herrgott in' Himmel fahren thut.

Im Namen u. s. w. ohne Amen.

6. Gegen die englische Krankheit (aus Höritz).

Im Namen u. s. w.

Unterwuchs¹⁾, Auswuchs, Herzgesperr²⁾, englische Krankheit geh von dem N. N. weg, wie Christus von seiner Krippe gegangen ist. Nun weiss ich für gewiss, dass du wieder gesund wirst. Jesus gab dem Petrus solche Macht, dass der lahme Bettler Lazari ward wieder gesund und gerade.

7. Gegen den kalten Brand (aus Höritz).

Christus, der Herr, ging über Land. Es begegnete ihm ein kaltes Gesicht. Christus der Herr sprach: „Wo willst du hin, kaltes Gesicht?“ Das kalte Gesicht sprach: „Ich will in den Menschen fahren.“ Christus der Herr sprach: „Was willst du in dem Menschen thun?“ „Sein Bein brechen, — Sein Fleisch essen, — Sein Blut trinken“. Christus der Herr sprach: „Kaltes Gesicht, das sollst du nicht thun! Erbsen musst du brechen, — Kieselsteine musst du essen, — Aus einem Brunnen musst du trinken, — Darin musst du versinken³⁾!“ Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. 1042. Nachtr. zu 1043. Wolfstturner Segen oben S. 173. Kuhn WS. II, 203. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 4 S. 161, 2: „Unser lieber Herr Jesus Christ ging über Land“ . . . ebenda S. 162, 6. 5 S. 200, 9. Auch der Hohenfurter Feuersegen, vgl. Zs. f. d. A. beginnt: „Unser Herr Jesus Christus gieng vber landt, — Er trueg ain prinnenten prandt — in seiner handt“ . . . vgl. Gr. Myth. Anh. XXIV. Vgl. auch Aus Schwaben I, 448—49 (Gichtsegen), 443, 459, 463.

8. Gegen Nervenfieber (aus Rosenberg).

Der Besprecher schreibt auf ein Stückchen reines, noch ungebrauchtes Papier folgende Worte:

Das Fieber und der Schuss — Senke sich in den Fluss!
Die Schmerzen und die Pein, — Sollen heraus und nicht hinein!
Im Namen u. s. w. Amen.

Dieses Papierstück bindet⁴⁾ er dann dem Kranken an einem noch ungebrauchten Zwirnfaden um den Hals. Dasselbe hat er 9 Tage lang so zu tragen, am 10. aber nimmt er es ihm ab und trägt es früh vor Sonnenaufgang in ein fliessendes Wasser⁵⁾. Da wird die Krankheit gut verlaufen.

9. Gegen Fraisen (aus Hohenfurt, Polletitz).

Ich verdanke diese Formel meinem Freunde Prof. A. Gstirner in Krummau, ebenso den Reisesegen. Beide stammen aus der Hohenfurter Gegend.

Im Namen u. s. w. Amen.

Das wolle Gott der Herr Jesus Christus heut auf diesen Tag, auf dass ich alle siebenundsiebenzig Frais töten möge (mag?). Ich töte durch Gottes grosse

1) Wohl dasselbe wie „unterwachs“ in Zs. f. deut. Myth. IV, 108 gleich Unterwachsensein (scrophulöse Anschwellung der Rippen). In der That hat eine zweite Fassung aus Polletitz die Lesung „Unterwachs“.

2) Vgl. Gr. Myth. 970—71 und Nachtr.

3) Zu diesen Reimen und versinken im Wasser vgl. Gr. Myth. 973. Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 161, 3 und insbesondere Zs. f. deut. Myth. IV, 106.

4) Vgl. streichen und binden. Gr. Myth. 975.

5) Vgl. Gr. Myth. 1040. Zu „vor Sonnenaufgang“ vgl. Anh. XXXV. Zu 9 Tage um den Hals tragen vgl. Zs. f. Volksk. von Veckenstedt II, 9 S. 362.

Macht, den heiligen Namen Christi alle siebenundsiebenzig Frais; reissende Frais, rote Frais, abdorrende Frais, zitternde Frais, kalte Frais, fallende Frais, geschwollene Frais, spritzende Frais, stille Frais, schreiende Frais, wütende Frais, schwitzende Frais, gestossene (stossende) Frais Ich wende dirs N. N. durch Gott den Herrn Jesu Christi und durch seine heilige fünf Wunden. Ich wende dirs N. N. durch sein heiliges Sakrament. Ich wende dirs N. N. durch Gott, unsren Herrn Jesu Christi seine heilige Hände und Füsse. Ich wende dirs N. N. durch seine heilige Pforten des Himmels. Aus der Gnade Gottes Geschöpfe, durch den lieben Namen Jesu Christi, dass ich euch verbiete (ich gebiete) alle siebenundsiebenzig Frais!

Ich wende dirs N. N. durch alle Berg und Thal.
Und durch die fliessenden Wasser ab,
Auf dass der Leib ruhen und rasten mag
Bis auf den jüngsten Tag,

Darin unser lieber Herr Jesu kommen wird und auferwecken diē Lebendigen und die Toten durch die Verdienste, da er sein heiliges Haupt geneigt und seinen Geist aufgegeben. Das helfe dir N. N. Gott der Vater, der dich erschaffen hat, und der Sohn, der dich erlöst hat, und Gott der heilige Geist, der dich in der Taufe geheiligt hat. Amen.

Zu siebenundsiebenzigerlei Krankheit vergleiche Kuhn in Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII, 128.

10. Gegen Gicht (aus Krummau).

Der Besprecher fasst die rechte Hand des Kranken und spricht, indem er ihn beim Namen nennt:

N. N. ich begreife deine rechte Hand in Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Da wird dir gewendet mit dem gekreuzigten Heiland.

N. N. ich begreife deine Gicht, die Markgicht, Beingicht, Adergicht, Blutgicht, Fleischgicht, so wirst du gewendet werden durch Jesum Christum.

N. N. glaube du, dass Christus am Kreuze gestorben ist Glaube du N. N., dass er die dornene Krone auf seinem heiligen Haupte trug und mit einer Lanze gestochen wurde. Er trug das schwere Kreuz, fiel dreimal auf sein Angesicht, wurde mit drei Nägeln geschlagen. So begreife N. N. diesen Schmerz! Welchen Schmerz, welchen Schmerz empfand er! Wie du in deiner Markgicht Fleischgicht, so wirst du gewendet werden.

Wie Petrus und Johannes kamen vor die Tempelthüre, da sass einer an dem Wege, welcher sprach: „Brüder, erbarmet euch meiner!“ Da sprach Johannes: „Was willst du, dass ich gebe?“ Petrus sprach: „Geld und Gut habe ich nicht, steh auf in Jesus Namen!“

Im Namen u. s. w.

Zu den verschiedenen Gichtarten vergleiche Gr. Myth. 967 f. und Nachtr. Birlinger, Aus Schwaben I, 448—49.

Eine andere Formel gegen Gicht (aus Höritz).

Im Namen u. s. w.

Ich N. N. beschwöre dich Gesicht oder Gicht bei den heiligen fünf Wunden und beim unschuldigen Blut meines Herrn Jesu Christi, welches aus seinen heiligen fünf Wunden uns Menschen auf Erden zu Gott geflossen ist. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht beim jüngsten Gericht und beim bittern

Urteil, das Gott über alle Menschen und Sünder und Sünderinnen erteilt, dass du mir am Gehirn, an den Augen, an den Schultern, am Rücken, am Herzen, an den Lenden, an den Waden, an den Füßen, an den Zehen und an allen Gliedern meines ganzen Leibes (nicht schadest). Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht durch die drei Nägel, welche Jesu Christo durch seine heiligen Hände und Füsse geschlagen worden, bei den Heiligen, die auf beiden Seiten des Kreuzes unseres Erlösers Jesu Christi bei seiner Kreuzigung standen, nämlich der seligsten Jungfrau Maria, des heiligen Johannes und aller Heiligen, die bei der Kreuzigung unseres Herrn Jesu Christi zugegen waren. Im Namen u. s. w.

In diesem Vertrauen hoffe ich, Gott werde von mir durch die Fürbitte der heiligen Barbara, wenn es zu meinem Seelenheile erspriesslich ist, die Gicht abwenden und alles Gute erteilen. Ach, ich bitte dich, o gütigster Herr, dass du mich von dieser Krankheit des Gesichtes oder Gichtes erlösest.

Ich bitte dich durch die Stricke, Bande und Nägel, mit welchen unser Erlöser gefangen, gebunden und an das Kreuz genagelt worden, dass er im Namen u. s. w. seinen Martern zu Liebe mir und allen Menschen diese Gnade verleihe. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht, dass du abweichest bei der göttlichen Liebe (?) im Himmel und auf Erden. Im Namen u. s. w.

Es weiche von mir jede Art dieser Krankheit, es sei das kalte Gicht, das laufende Gicht, das brennende Gicht, das reissende Gicht, das tobende Gicht, das fliegende Gicht, das Lendengicht, das Seitengicht, die siebenundsiebenzig Gichter, dass sie mir an meinem ganzen Leib nicht schaden. Dazu helfe mir die göttliche Kraft, mit welcher Jesus Christus seinen Martertod am Kreuze gelitten, in seinem Grabe, in welchem er selbst gelegen und von da glorreich erstanden ist und das menschliche Geschlecht erlöst hat. Liebster Herr und Heiland! Mache mich gesund an Leib und Seele! Das werde wahr! Im Namen u. s. w.

Wer ein Gesicht oder Gicht hat, der komme und wende sich zur Rückerinnerung des Lebens Jesu Christi und an den Namen Jesus Nazarenus Rex Iudaeorum.

Wer es liest oder gelesen hat, er sei unser Feind oder Freund, Bruder oder Schwester, und dieses Gebet bei sich trägt und sich nach dem Inhalt desselben einrichtet, wird von Gesicht oder Gicht befreit und keineswegs davon besessen werden.

Denn der nächtlichen Tod am Stamme des Kreuzes gelitten hat, war unser liebster Herr Jesus Christ. Dieser ist der Herr Himmels und der Erde. Er würdigt sich uns zu helfen und das Gesicht oder Gicht von uns abzunehmen, dass wir es nicht bekommen oder uns gänzlich zu bewahren. Man bete, solange man lebt, alle Tage zu Ehren des geliebten Jesu Christi fünf Vaterunser und fünf Avemaria nebst dem Glauben.

Vgl. Grimm Myth. Anh. S. 497. XIII.

Eine andere Formel gegen Gicht (aus Mistelholz),
die aber mehr nur in der Form als im Inhalte von der vorausgehenden verschiedenen ist:

Im Namen u. s. w. ohne Amen.

Ich beschwöre dich du Gesicht oder Gicht bei dem unschuldigen Blut unsers Herrn Jesu Christi. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht bei dem bitteren Ort, bei dem

jüngsten Gericht, dort werden alle Sünden erteilt (verurteilt) werden. Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht durch die Stricke und Banden. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. bei den heiligen fünf Wunden, die der Herr Jesu Christ für mich und dich empfangen hat. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. durch die Kraft des heiligen Grabes, wo der Herr Jesus Christus selber darinlag. Im Namen u. s. w.

O gütiger Herr, ich bitte dich, du wollest dich nicht weigern, wollest ihn erlösen von dieser Krankheit, von der kalten Gicht, von der laufenden Gicht, von der brennenden Gicht, von der reissenden Gicht, von der fliegenden Gicht, von den sieben Gichten, von den siebenundsiebenzig Gichten. Liebster Heiland und Herr mache ihn gesund an Seel und Leib! Das werde wahr! Im Namen u. s. w.

Man zähle nun von 77 zurück bis 0. Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch Christi Geburt. Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht durch die heilige Wandlung. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch dein Kreuz und Marter, so Jesus Christus auf Erden ausgestanden hat. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht bei den Nägeln, die Jesus Christus durch seine heiligen Hände und Füsse durchgeschlagen wurden. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch dein heiliges Kreuz und durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria und des seligsten Johannes, und alle, die bei dem heiligen Kreuz gestanden sind, wollen dich erlösen von dieser Krankheit, von der kalten Gicht, von der laufenden Gicht, von der brennenden Gicht, von der reissenden Gicht, von der fliegenden Gicht, von den sieben Gichten, von den siebenundsiebenzig Gichten.

Ich beschwöre dich, du Gesicht oder Gicht bei dem Sohn Gottes und bei der heiligen Wandlung unsers Herrn Jesu Christ, bei den heiligen fünf Wunden unsers lieben Herrn Jesu Christ. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht oder Gicht bei dem jüngsten Gericht, bei dem lebendigen Gott, dass Gott sein heiliges Leiden wegen uns Menschen auf Erden litt. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. bei den Martern unsers Herrn Jesu Christ. Ich beschwöre u. s. w. bei den vier Menschen, die auf Erden standen, als die wahre Mutter Gottes Maria samt Elisabeth, samt Johannen und Jakoben. Die sprachen zusammen, weil unser lieber Herr Jesu gefangen, gebunden, gegeißelt, gekrönt, mit drei Nägeln an das schwere Kreuz geschlagen worden ist, darum stirbt er für uns Sünder und Sünderinnen und für die ganze Christenheit. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. durch die Kraft Gottes, die du im Himmel und auf Erden hast, dass die Gesicht und Gicht ihr keinen Schaden mehr thut an Augen, Zähnen, Kopf, Händen und Füßen, Schultern und Lenden, Bauch und Rücken, und alles, das auf Erden ist, kommt zu dir um Hilfe. Im Namen u. s. w.

Eine kurze Formel gegen Kaltvergift (Kaltgicht)

ist in Polletitz im Gebrauch:

Jesus ging aus auf allen Wegen und Strassen, es begegneten ihm 77 Gichten und das Kaltvergift. Jesus sprach: Stehet still und gehet aus!

Noch eine Formel aus Polletitz gegen Gicht:

Ich lege meine stündige Hand auf deinen Leib und spreche dich mit dem Wort Gottes an durch Jesum Christum sein schweres Kreuz, durch die eisernen Nägel, durch seine Schmerzen, dass N. diese Schmerzen ganz vergehen, Schwindel und

kalte Gicht, und gleich aufhören, wie die Steine zu wachsen nach Christi Geburt aufgehört haben. Ich spreche dich (Gicht) von Fleisch und Blut, von Mark und Bein hinweg, weiter lass ich dich nicht. Du musst dich verlieren auf ewige Zeit, wie sich der Teufel nach der Auferstehung Christi verloren.

Eine andere Formel gegen Gicht und Rheumatismus (aus Krummau).

Wer an Gicht oder Rheumatismus leidet, gehe 3 Tage nacheinander am Morgen vor Sonnenaufgang zu einem Holunderbaum¹⁾ und spreche, während er ihn anfasst:

Holunder, ich habe die Gicht, — Und du hast sie nicht.
Nimm mir sie ab, — Dass ich sie nicht hab'!
Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. Anh. XLIV.

Oder man gehe im Frühling vor dem Aufgang der Sonne zu einem Baum, ergreife einen seiner Äste mit der rechten Hand²⁾ und spreche dazu:

Nimm von mir alle schwere Last,
Das Reissen, Schwinden und die Gicht;
Dies alles sollst du haben und ich nicht.
Das zähle ich mir zu gute³⁾.
Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 1043.

11. Gegen Augstall⁴⁾ (Blähen) beim Vieh (aus Mistelholz).

Gegen diese beim Vieh häufig auftretende Krankheit giebt es eine ganz kurze, bequeme Segensformel, an deren Ursprung sich aber eine ganze Geschichte knüpft. Man spricht nur:

Die Ehre sei Gott dem Vater u. s. w.
Angstall vergeh, der Herr unter dem Wagen hats geschafft!

Dazu wird folgende Geschichte erzählt:

Es war schon spät in der Nacht, als einst Jesus mit Petrus in ein Haus kam und um Nachtherberge anhielt. Auf wiederholtes bitten hin sagte der Hausherr mürrisch: „Nun schaut, dass ihr in die Schupfen hinüberkommt, und legt euch wo aufs Stroh!“ Da sagte Jesus zu Petrus, er wolle den Leuten für ihre Unfreundlichkeit einen Possen spielen. Darauf ging er in den Stall und sprach: „Alles Vieh soll voll werden!“ Dies geschah. Als nun die Leute in den Stall kamen, da sahen sie voll Entsetzen, dass alles Vieh stark angelaufen war, und sie erhoben darob ein unsägliches Jammern und Weinen. Das rührte den mitleidigen, weichherzigen Petrus so, dass er vor seinem Herrn auf die Knie niederfiel und bat, er möge sich doch der Unglücklichen erbarmen. Jesus aber entgegnete, er

1) Vgl. Gr. Myth. 979 und Nachtr. zu 1015. Kuhn WS. II, 205. Zs. f. deut. Myth. IV, 107.

2) Vom Übertragen der Krankheiten auf Bäume vgl. Gr. Myth. 979. Kuhn WS. II, 205.

3) Zu gute gleich wie zu busse (zur Heilung, zur Besserung), vgl. Gr. Myth. 866. Anh. XXX. In einem Hohenfurter Segen heisst es: „buzzet mir des riten“ . . . „tv du des riten bvz“ (Zs. f. d. A.). Vgl. auch die Formel unter II, 4 und I, 6.

4) Vgl. Schmeller Bayr. Wb. I, 50. II, 747 und 749: Rinderkrankheit, aber anderer Art als hier.

solle sie nur eine Zeitlang jammern lassen. Als der Jammer aber immer grösser wurde und Petrus abermals den Herrn bat, da gab Jesus dem Drängen endlich nach und sprach zu Petrus: „Geh hinein in den Stall und sprich: Augstall geh weg, der Herr unter dem Wagen hats geschafft!“ Petrus that, wie ihm der Herr befohlen hatte, und alles ward sofort wieder gesund.

Eine andere Fassung erhielt ich aus Pramhof, wonach Christus als Wanderer verkleidet bei einem geizigen Bauer um Nachtherberge ansucht, und in den Hof unter einen Wagen verwiesen wird. Das Vieh wird in der Nacht krank, der schlecht behandelte Wanderer wird in der Not befragt und rät folgenden Spruch an:

Augstall geh von dem Rind, — Der Herr hat's befohlen,
Der unter dem Wagen liegt, — Auf dem rauhen Ranzen,
Auf dem rechten Ohr. — Es helfe dir Gott Vater u. s. w.

Als der Bauer über jedes Rind diesen Spruch gemacht hatte, verschwand die Krankheit, welche keine andre war als Augstall. Der Segen kann von einem Mitglied des Hauses vorgenommen werden, besser ist es aber, wenn dies ein Fremder besorgt.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Malsching).

Man spricht dreimal Christus

Christus ist gehauen worden, Christus ist gefunden (?) worden, Christus ist geschlagen worden, ist mit einem scharfen Schwert durchstochen worden, und rann nichts heraus als Wasser und Blut. Sind 77 Augstall für das Rauschet, für das Reisset, für das Rennet und für Blutaugstall. Es helfe dir Gott Vater u. s. w. ohne Amen.

So oft man diese Worte gesprochen hat, betet man ein Vaterunser und Ave Maria.
Vgl. Gr. Myth. Anh. XXXVIII. Joseph und Gardian gegenüber Jesu.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Mistelholz).

Dazu ist vor allem eine Peitschenschnur notwendig, die man zufällig gefunden hat. Wer nämlich auf dem Wege die Schnur von einer Peitsche, die ein Hirt oder Fuhrmann weggeschnalzt hat, findet, steckt sie bedächtig ein und bewahrt sie sorgfältig auf. Wenn dann ein Stück Vieh von Augstall heimgesucht wird, so holt man jene Schnur hervor und bindet damit das Tier um die Mitte des Leibes, so dass die Schnur über den Hummellucken (d. s. die Magenhöhlen) zu stehen kommt. Nun legt man auf jede Hummellucke eine Handfläche und beginnt nach abwärts zu streichen und zu reiben und, nachdem man schon vorher das Kreuzzeichen ohne Amen gemacht hat, fährt man weiter:

Hast du das Augstall von Wind und Kälte kriegt, so helfe dir die seligste Jungfrau Maria, dass das Augstall in einer Viertelstunde oder in fünf Minuten wieder vergeht. So wahr als die Osterblume gewachsen ist und ich sie gebrockt habe, so reib ich dich für das Augstall, das du jetzt von Wind und Kälte erhalten hast. So helfe dir und mir Gott u. s. w. ohne Amen. Nun betet man ein Ave-maria, wobei man den Schweif des Tieres dreimal nach rückwärts über den Rücken zieht.

Manche zählen auch noch von 9 zurück bis 0, wie dies beim Brocken der Osterblume geschieht (S. 198). Viele geben dem Vieh nach der Besprechung ein Brot, das mit Salz bestreut ist und worauf wieder eine Schnitte Brot gelegt ist, zu fressen. Dies geschieht besonders auch, wenn das erstmal auf die Weide getrieben wird.

Vgl. Zs. f. deut. Myth., IV, 116. 117.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Höritz)
ist auch das Zurückzählen:

Augstall giebts 77 — Augstall giebts 76 u. s. w. bis , — Augstall giebts
einen, — Augstall giebts keinen.

So wird dreimal heruntergezählt, schliesslich: Im Namen u. s. w.

Oder man spricht (aus Mistelholz): Im Namen u. s. w.

Sei gegrüsst du Blümlein im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit: Im
Namen u. s. w.

Augstall sind 72 (oder auch 77), — Es sind nicht 72, — Es sind nur 71 u. s. w.
Es ist nicht 1, — Es ist gar keins. Im Namen u. s. w.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Priethal).

Auch in Priethal sucht man die Heilkraft durch Gewinnung der Dotter- oder
Osterblume (Schmälzbleaml) zu erlangen (Vgl. oben S. 198). Auf die erste Dotter-
blume, die man im Frühjahr vor Georgi (Jurgi) sieht, muss man schnurgerade
losgehen, ohne zur Seite zu sehen. Vor der Blume kniet man nieder und spricht:

Grüas di Gott, schön's Blümelein, — Wer hat di kloat (gekleidet),
Wer hat di baut (angebaut), — Wer hat di g'haut (mit dem Karst)?

Gott Vater hat di kloat, Gott Vater hat di baut, Gott Vater hat di g'haut. —
Dann pflückt man die Blume und reibt damit die Hand ein bis zu den Gelenken;
dadurch erhält sie die Heilkraft. Soll nun ein Tier von Augstall befreit werden,
geht man unbedeckten Hauptes hin, macht über dasselbe das Kreuzzeichen und
fährt dann mit beiden aneinanderliegenden Handflächen über den Rücken des
Tieres hinweg zum Schweif und spricht dreimal:

Rindl (z. B. Falbl) — Wer hat dir g'schad't?
Herr oder Frau? — Dirn oder Knecht?
Kind' oder andre böse Leut? Ich treib di z'ruck in ihren Leib!

Es helfe dir Gott Vater u. s. w., (aber erst beim drittenmal) Amen.



Kleine Mitteilungen.

Volksüberlieferungen aus Eisenerz in Obersteiermark¹⁾.

Die wilde Jagd ('s wilde Gjoad) fährt ellbogenhoch über der Strasse daher. Der Wagen hat hohe Räder und breite klingende Achsenscheiben. Fuhrleute sind die Teufel, die Pferde kohlschwarz mit langen Mähnen, stossen Funken aus den Nasen. Auf dem Wagen befinden sich verdammte Seelen. Die Pferde sind ebenfalls Seelen. Man kann sich davor retten, wenn man sich geschwind in die rechte Wagenleise legt. Wenn sie in Wäldern hauset, hört man Fluchen und Jammern; fährt sie über Felsen herab, so bleibt eine feurige Bahn zurück. Sie lässt die Pferde öfter bei Schmieden beschlagen, während alle schlafen. Sie kann hausen von der Abenddämmerung bis Mitternacht. Weil sie ein Papst vor beiläufig 70 Jahren verbannte, hört man von ihr jetzt nicht mehr; doch soll die Bannung wieder einmal aufhören.

Kaiser Rotbart sitzt im Untersberge (bei Salzburg) an einem steinernen Tisch; sein Bart wächst bis zum jüngsten Tag dreimal um den Tisch herum. Ein Schafshirt fand einst den Eingang in den Berg und er sah den Kaiser von Rittern bewacht am Tische schlafen und den Bart schon zweimal herumgewachsen. Kaiser Rotbart wird den Antichrist schlagen.

Freimannsloch sei eine Höhle auf einer Alp an der Grenze von Salzburg und Steiermark, welche aber von einer Klöchachstaude (Zwergkiefer) am Eingange verborgen sei. Nur Leute, welche in gewissen Himmelszeichen geboren sind, könnten an gewissen Tagen und gewissen Stunden in das Loch gelangen. Im selben befinden sich drei Abteilungen. In der ersten ist ein sich regendes Totengeripp, in der zweiten drei Wolfshunde, in der dritten ist Freimann selbst an einem Tisch, vor sich ein grosses Schwert, um den Tisch neun Geldfässer. Wer sich vor dem Geripp nicht fürchtet, den werden die Hunde durchlassen, und wer so in die dritte Abteilung gelangt, erhält von Freimann, wenn er ihm eine rechte Antwort giebt, Geld. Benimmt er sich aber nicht so, wie es ihm gefällt, so wird er von ihm enthauptet.

Versteinte Alben (Grimming) war einst eine grasreiche Alpe. In Uebermut haben die Sennen mit Butter Kogel geschoben und so wurde zur Strafe die Alpe in eine schreckliche Steingruppe verwandelt.

Die verschniebne Alben (Dachstein) war eben so grasreich. Die Sennen düngten die Alpenmatten mit Milch, und aus Strafe wurde es nicht abba (schneefrei).

Kasofen in Bretstein, wo die Sennen mit Käse mauerten und deswegen der Berg in eine Kalksteingruppe verwandelt wurde.

Der Teufel hat Rossfüsse, lange Ohren, nach hinten gedrehte Hörner und einen Schweif; jauchzet sehr gern, kann aber, wie das Volk sich ausdrückt, nicht überijutzen (hinüberjauchzen). Er kann sich auch in einen Bock, Hahn (aber ohne Sporen), in ein schwarzes Pferd, Buhu, Schoffitl (Totenkäuzchen), Habergeiss (wäre ein Vogel mit drei Füssen und der ihren Ruf spottet, der erhält von ihr zur Nachtzeit Besuch), Katze (mit nur drei weissen Haaren) u. s. w.

1) Ich gebe diese Mitteilungen unverändert, wie ich sie vor länger als dreissig Jahren aus Eisenerz erhalten habe.
K. Weinhold.

wandeln. Auch hält er sich überhaupt bei diesen Tieren gern auf. Sehr gern verwandelt er sich aber in einen Jäger. Er hat eine schnöfelnde Sprache.

Schratl ist ein kleines Männlein mit grüner Jacke, einem runden Hütlein, worauf eine Hahnenfeder fortwährend winkt. Er kann von den Menschen zu Diensten gezwungen werden; besonders versteht er es, Geld herbeizuschaffen. Wenn jemand Geld verloren hat, setzt er sich unsichtbar darauf, dass es nicht wieder gefunden werden kann. Er kann auch Geld brüten. Ist eine Abstufung der Teufel.

Bergegeist beherrscht die Metalle. Er kann sehr viele Gestalten annehmen. Gewöhnlich aber sei er ein blassgelbes Männlein mit grauen Augen und mache die Adern der Erze unzugänglich. Öfters ist er gestaltet wie ein grauer Widder, wie ihn einst ein Hirt im Schottloch auf einer Alpe gesehen. Das Schottloch sei mit einer schweren eisernen Fallthür verschlossen und die Thür nur ganz ausserordentlich begnadigten Leuten sichtbar. Ein Hirte habe einst sie aufgefunden, und den Hammer, der daran befestigt wäre, zu seinem Ergötzen oft auffallen lassen, so dass er im Berge einen hellen klingenden Wiederhall hörte. Plötzlich sei die Thür aufgesprungen und ein grauer Widder sichtbar geworden, der den Hirten gefragt hätte, was er wolle. Der Hirt aber konnte vor Furcht nicht antworten. Ein Edelstein, wovon es in der Höhle eine Menge gegeben hätte, wäre sein Geschenk geworden. Berggeist liebt graue Farbe.

Wassergeist (Bachhaggel) ist ein alter Mann mit einem schneeweissen Bart und einer Stange mit eisernem Haken (Griesspeil). Mit diesem Haken zieht er die am Ufer spielenden oder schlafenden Kinder ins Wasser zu sich hinein. Kinder sucht man durch Erzählen vom Bachhaggel von den Büchen und Wässern fern zu halten.

Wildfrauen halten sich in Felsenhöhlen auf, es sind Frauen von ganz schneeweisser Hautfarbe und roten Haaren. Öfters singen sie wunderschön, öfters hört man sie waschen. Ein Bauer, der einst sein Feld pflügte, hörte und sah sie in der Nähe waschen; er ging zu ihnen (sonst fliehen sie die Leute) und verlangte neckend, sie möchten ihm doch auch einmal ein Hemd waschen, was sie wirklich thaten. Sie gaben ihm zugleich einen Laib Brot, den sie gebacken hatten. Sie nahmen bisweilen bei den Menschen Dienst an, ohne dass man wusste, sie seien Wildfrauen. Sehr viele Höhlen zeigt man als einstige Wohnungen der Wildfrauen.

Andre Jungfrauen giebt es, die in Alpenteichen wohnen. Zur Sommerszeit an schönen Tagen singen sie, worauf dann Nachmittags grosses Gewitter entsteht. Zur Winterszeit halten sie sich in den Sennenhütten auf, in welchen man dann, wenn sie im Frühjahr wieder bezogen werden, die Spuren auf dem Herde sehe.

Perchtl, ein Weib, hält sich gerne auf, wo die Spinnräder und Rocken aufbewahrt sind. Sie lehrt öfters die fleissigen Kinder spinnen. Am Christtag-Abend (Hälligabnd) geht sie zur Dämmerungszeit in allen Zimmern der Häuser, in den Heuböden u. s. w. umher, und wenn sie dieselben nicht reinlich ausgekehrt findet, sammelt sie den Kehricht und näht denselben der nachlässigen Dirn in den Bauch. Sie ist an diesem Abend mit einem Besen, Schere und Nadel ausgerüstet. Junge Dirnen werden Heiligabend mit dieser Erzählung zur Reinlichkeit und zum Fleisse angeeifert.

Trud, ein Weib, das die Leute im Schlafe drückt. Sie hätte nur einen Fuss, einen hutschelnden Gang, weshalb sie von manchen schon in ihrem Nahen erkannt worden sei.

In Zeiring, wo man jetzt noch auf Blei und Eisen baut, war einst eine reiche Silbergrube. Die Leute waren wegen des grossen Reichtums sehr über-

mütig geworden, so dass es den Bergknappen nicht mehr genügte mit silbernen Kegeln und Kugeln zu spielen, sondern sie entthaupteten einen Knaben und bedienten sich seines Hauptes als Kugel; dieses sei an einem Sonntag geschehen. Montag morgens, als die Knappen in die Gruben stiegen, seien die Decken eingebrochen und ein altes Weib, die Grossmutter des Knaben, die mit den silbernen Kegeln erschlagen worden, habe in diesem Augenblick im Markte auf dem Platz eine Maass Mohnsamen ausgestreut und gesagt: „So viel Mohnsamen, so viel Jahre kein Bergsegen!“ Auch sei am selben Tag die Kirche, worin sich zwei lebensgrosse silberne Apostelstatuen befanden, versunken. Der Silberberg sei voll Wasser und werde einmal den Markt wegschwemmen.

Ein Zweig von einem weissen Elxenbaum (*Prunus padus*), der vom Papst geweiht sei, zeige die Schätze in den Bergen an, indem er sich mit der Spitze dahin drehe. Auch könne man sich durch ein Kreuz von weissem Elxenbaumholz vor dem Zorn des Berggeistes wahren.

Die Katzen und Schlangen sinnen täglich neunmal darauf, dem Menschen das Leben zu nehmen, der Hund und die Eidechse, es zu retten.

Wenn ein Hahn neun Jahre alt geworden, lege er ein Ei, welches, wenn es ins Wasser kommt, einen Lindwurm hervorbringt.

Im Wilden See auf einer Alpe (Hochwand) bei Oberwölz sei vor Zeiten ein Lindwurm gewesen. Er sei durch ein Auerhahnei entstanden. Er zog alles Vieh in der Nähe durch seinen Hauch an. Wenn er hungrig war, brüllte er, dass die Berge zitterten. Immer waren die Leute in grosser Angst, er möchte einmal durchbrechen und die ganze Gegend verwüsten, aber zum Glücke sei er von zwei einsinkenden Felsen erdrückt worden. Ein anderer Lindwurm war in einem Alpenteiche bei Zeiring (Pusterwald). Als er einmal aus dem Teiche brach, wärf er einen grossen Graben aus und schleuderte die Steine eine halbe Stunde weit um sich. Zwischen Knittelfeld und Judenburg sei ein grosser See gewesen, in welchem ebenfalls ein Lindwurm hausete. Als einst der See versiegte, kamen die Anwohner mit Knitteln herbei und erschlugen ihn. Das Feld wurde wegen der vielen umbergeworfenen Knittel Knittelfeld genannt; die Stelle, wo der Lindwurm lag, hiess man Lind. Nach 50 Jahren noch wären die Lindwurmruppen ein Unterstand des Weideviehes gewesen.

Anf der Alpe Grewenzen bei St. Lambrecht befindet sich ein Loch, welches von vielen für einen Gang zur Hölle angesehen wird. Es geht die Sage, es habe dort ein Hirte einmal den Ruf vom Höllenthor vernommen „Macht auf, es kommt der Richter von Neumarkt!“ Auch habe auf derselben Alpe einmal ein Bauer Samstag Abends, als er sein Vieh besehen ging, mit zwei Teufeln Kegel geschoben und diesen Teufeln mit einem Frauenbild — Zwanziger das ganze Geld abgewonnen, so dass er es mit einem Karren heimgeführt hätte.

Zauberer gehen am Pfingstsonntag mit den übrigen Leuten opfern (sie gehn in Opfer). Die Zauberer schieben die schweren Gewitterwolken und entladen sie dorthin, wo sie Schaden anrichten wollen. Hexen hätten säbelbeinige Füsse (seien krahnschinkat), rote Haare, nur zwei Zähne u. s. w.

Der Alp (= Schâb, die kleineren = Besen) sei der Teufel und zeige sich vorzüglich gern den fluchenden und liederlichen Burschen. Einst soll er einen Wallfahrer, der schlecht gebeichtet hatte, gepackt und durch die Luft getragen haben; des Wallfahrers weithin wehender Rock sei allem zuschauenden Volk eine schreckliche Mahnung gewesen.

Wer am Sinwendtag (Sunwendtag = St. Johannistag) um Mittag den Samen von weissem weiblichem Farrenkraut sammelt und in seine Schuhe legt, kann sich unsichtbar machen. Wer sich den ganzen Leib mit Fledermausblut einreibt, auch

sich drei Tage lang von Fledermausherzen nährt, macht sich gefroren (unverwundbar.)

Pferde, welche an den Vorderfüßen keine Narben haben, seien Teufel.

Ein jeder Mensch hätte am Himmel für sich einen Stern. Wenn der Stern (Sternschnuppe) herabfällt, stirbt der betreffende Mensch.

Zu Weihnachten unterhalten sich vorzüglich gern die Geister mit den Tieren.

Am Christagabend zu Mitternachtszeit könne man das Rindvieh, die Schafe und Pferde, alle unter einander sprechen hören. Zur Mettenzeit aber höre man in den Ställen auch die Teufel im Zwiegespräch mit dem Vich.

Wer in den drei heiligen Weihnachtsnächten (Christnacht, Neujahrsnacht, hl. drei Königsnacht) wache, der erhalte die Gabe des Unsichtbarseins; doch werde er in der letzten Nacht vom Teufel sehr angefochten, und er könne sich vor ihm nur durch ein Kreuz vom Holze eines weissen Elxenbaums, der am St. Johannis des Täuferstag noch blühte, retten.

Totenbahrziehen besteht darin, dass um eine Kirche, die drei Thore und rund herum einen Freithof hat, der zuletzt Verstorbene aus dem Grabe ausgescharrt und auf einer Bahre dreimal zwischen 11 und 12 Uhr nachts herumgezogen wird. Einer muss ziehen, ein anderer aber mit einer weisselsenbaumenen Ruthe mit drei Knospen fortwährend einhauen. Teufel setzen sich auf die Bahre, deshalb man selten drei mal herumfahren könne. Wenn nicht Schlag zwölf die Arbeit vollbracht ist, werden die Leute zerrissen; wenn sie aber vollbracht wurde, werde ihnen der Leichnam des Gezogenen mit Geld aufgewogen. Nur einer sei erst dem Teufel, nachdem er die Arbeit noch nicht vollendete, über die Freithofsmauer entflohen; jedoch habe er dabei durch des Teufels Krallen seinen Rockzipfel eingebüsst

Wenn jemand stirbt und sein Leichnam ist weich und sehr biegsam, so sei dies ein Zeichen, dass bald jemand aus demselben Hause sterbe.

Wenn einer gestorben ist, pflegt man die Zimmerthür zu öffnen, damit die Seele herausköinne. Das Todesröheln deute den Kampf mit den bösen Geistern.

Die Geister der Verstorbenen könnten sich den Menschen auf der Erde zeigen. Die Verdammten wären von schwarzem Angesicht und oft in feuriger Kleidung, die Seligen wären von bleichem Angesicht. Diese Geister wären bestastbar und ganz kalt, werfen aber keinen Schatten.

Besonders gerne kommen die Geister der Prozessführer auf die Erde zurück. Sie erscheinen gerne den Hausleuten in den Ställen, Heuböden, Kammern, oder beunruhigen sie im Schlafe. Von einem solchen Hause sagt man: es thuat öniwâgeln = es ist nicht ledig, es geistert. Bisweilen raufen die Geister der Verstorbenen, die Prozess geführt auf der Erde. Dann gehen Funken vom Angesicht und ihre Tritte sind in der Erde kennbar. Der Anspruch an die zur Nachtzeit beim Bette erscheinenden Geister ist: „Ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn, sag an, was ist dein Begehr? Bist du ein guter Geist, so helf ich dir, bist du ein böser Geist, so flieh von mir.“

Die Seelen ungetaufter Kinder werden Affen, nach andern Wildfrauen.

Vorzeichen des Weltendes sind: Es werden mehr Mädchen als Knaben geboren; Religionskrieg; Ende der deutschen Kaiser (jetzt österreichischen, der immer noch (vor 1871) deutscher Kaiser genannt wird); Krieg vom Gebirge längs den Flüssen abwärts (von der Schweiz = Schweinz); Antichrist, der dort geboren wird, wo das Paradies einst war. Dann wird alle Ordnung aufhören und nur auf den Gebirgen und Thälern wird man noch sicher sein. In den Thälern wird man jauchzen, auf dem Land (Flachland) wird man Blut schwitzen. Die Wälder werden ausschauen wie ein geslickter Bettlerrock. Dort und da nur wird ein altes Mutterl bei einem

grossen Kornfeld schneiden. Der Papst geht zum Antichrist über. Der letzte Papst wird Petrus heissen und der dreihunderste sein, er wird mit Kaiser Rotbart den Antichrist vertreiben. Zuletzt wird die Welt verbrennen.

Weisse Hausmäuse sollen Seelen sein, daher sie nicht sollen getötet werden.

Wenn man sich morgens nicht wäscht, begleitet einen der Schutzengel nur bis 9 Uhr, dann hat der Teufel die Vorhand.

Einen Fliehenden verraten, werde in der Hölle mit heisse Steine lecken bestraft, wie das Lügen.

Im Jahre gebe es 32 Unglückstage. Wenn man Jemanden Montags Vormittag besucht, bringe man ihm Unglück ins Haus. Wenn man bei einem Besuche das Haus der Besuchten schnell wieder verlässt, so nimmt man ihnen den sanften Schlaf.

Wenn man zu Weihnachten im Zorn die Thüren sehr laut zuschlägt, hätte man sich im Sommer vor dem Blitz zu fürchten.

Zu Weihnachten mondhelde Nächte, zu Ostern lichte (leere) Stadel.

Leute, welche an einem Sonntag, wo eben Neumond eintrat, geboren sind, hätten einige prophetische Gaben und würden weit mehr als andre von den Geistern angefochten.

Sitten und Gebräuche bei Sterbefällen in Meiderich

(Reg.-Bez. Düsseldorf).

Mitgeteilt von **Carl Dirksen**.

Sobald in Meiderich jemand stirbt, werden die Notnachbarn davon in Kenntnis gesetzt. Notnachbarn heissen die nächsten Hausnachbarn, doch können auch andere nahe wohnende Familien dazu genommen werden. Die Notnachbarn sind durch stilles Abkommen verpflichtet, sich in allen freudigen und ernsten Ereignissen des Lebens treu zur Seite zu stehen und hilfreiche Hand zu leisten.

Bei einem Todesfalle haben sie nun zunächst die Trauerbotschaft den übrigen Nachbarn, zu welchen man die Bewohner der nächsten 12 bis 15 Häuser rechnet, zu übermitteln. Sämtliche Nachbarfrauen versammeln sich darauf im Sterbehause, um die Arbeiten unter sich zu verteilen. Es steht ein- für allemal fest, dass die Notnachbarn das Waschen und Ankleiden der Leiche, das Einsargen und das Bedienen bei dem nach dem Begräbnis stattfindenden Kaffeetrinken zu besorgen haben; Pflicht der übrigen Nachbarn dagegen ist, den Verwandten und Bekannten des Verstorbenen, auch den auswärts wohnenden, die Nachricht persönlich und mündlich zu überbringen und dieselben zum Begräbnis einzuladen. Da hier nicht selten 100—150 Haushaltungen geladen werden, die, abgesehen von den auswärtigen, oft in verschiedenen Teilen des über eine halbe Quadratmeile umfassenden Ortes zerstreut wohnen, so bestimmen die Frauen unter sich durchs Los, welche Einladungen jede einzelne zu machen hat. Die Lose sind gleich nach dem Eintritt des Sterbefalles von den Anverwandten geschrieben worden. Ist die Zahl der einzuladenden Personen eine verhältnismässig geringe, so dass nicht sämtliche Nachbarfrauen in Anspruch genommen zu werden brauchen, so lässt man einige Zettel unbeschrieben und sind die Personen, welche diese ziehen, von jeder Dienstleistung befreit.

An dem Leichenzuge nehmen auch die Frauen, tief in Schwarz gekleidet und das Gesicht mit einem über den Kopf geschlagenen Tuch fast ganz verhüllt, teil. Am offenen Grabe hält der Pfarrer nach Einsenkung des Sarges eine kurze Leichen-

rede. Im unmittelbaren Anschluss daran findet in der Kirche ein Gottesdienst statt. Nicht nur während des Gebetes, sondern auch während der Predigt, halten die nächsten männlichen Anverwandten den Kopf bedeckt. Die Kopfbedeckung besteht in der Regel in einem hohen Cylinderhut. Nach Beendigung der kirchlichen Feier gehen sämtliche Leute, die am Leichenzuge teilgenommen haben, zum Sterbehause zurück, um sich hier oder in einem der Nachbarhäuser, seltener in einem Wirtshaussaale, mit Kaffee und Weissbrot bewirten zu lassen. Am darauf folgenden Tage findet ein zweites Kaffetrinken für die Nachbarn und am dritten Tage ein nochmaliges Kaffetrinken für die Notnachbarn statt. — Das Grabmachen und das Läuten haben die Nachbarn zu besorgen, übertragen jetzt aber diese Thätigkeiten gewöhnlich dem Küster gegen den dafür festgesetzten Lohn. Von einem alten Meidericher wird mir mitgeteilt, dass die Nachbarn ehedem auch den Sarg zu bezahlen hatten, eine Einrichtung, welche offenbar aus der Zeit stammt, in welcher es hier noch keine Sterbekassen gab.

Ziemlich allgemein herrscht hier und auch im Nachbarorte Beeck der Gebrauch, kurze Zeit nach der Beerdigung die Grabhügel oben abzuplatten, denselben die Gestalt eines umgekehrten, kiellosen Bootes oder Kahnes zu geben und die Seiten mit schwarzen und weissen Kieselstinen zu bedecken. Grade die alten Meidericher Familien stellen ihre Gräber auf diese Weise her. In dem zwischen Rhein, Ruhr und Emscher gelegenen Meiderich gab es von je her ziemlich viele Rheinschiffer.

Ein kleiner Nachtrag zu dem ersten Artikel der „Volkstümlichen Schlaglichter“.

Von Wilhelm Schwartz.

In meinen Papieren finde ich noch zufällig eine Notiz, die mir s. Z. der verstorbene, in anthropologischen Kreisen wohl bekannte Amtsgerichtsrat Rosenberg in Berlin, früher Staatsanwalt in Bergen a. Rügen, aus seiner Amtstätigkeit an letzterem Orte mitgeteilt hat, nämlich eine „volkstümliche Reisebeschreibung in nuce“, die er wörtlich einem Briefe entnommen hatte, welcher von einem Handwerker an seine Geschwister zu Bergen bei einer gemeinsamen Erbschaftsregulierung geschrieben war, nachdem er 14 Jahre (!) nichts von sich hatte hören lassen.

Ich gebe den betr. Brief als einen kleinen Nachtrag zu dem ersten Artikel der „volkstümlichen Schlaglichter“ (s. oben S. 17 ff.), da er höchst charakteristisch zeigt, wie ein Bild, das halb Europa umfasst, bei kleinem Horizont und kleinen Interessen zusammenschrumpft.

Der Brief lautete: „Geliebte Geschwister, jetzt will ich euch auch ein wenig von meinen Reisen unterhalten, ich glaube, es wird euch recht angenehm sein.

Meine Reise in Dänemark, die war voller Unannehmlichkeiten, im Mäklenburgischen und Hanövrischen war es freundlich und etwas angenähmer. Sachsen, Baden, Würtemberg, Baiern, Oestreich, Ungarn, an der Schweitz, am Rhein, ist es schön und hat mir sehr da gefallen, Pohlen, Böhmen, Hessen hat es mir nicht gefallen. Nun bin ich 12 Jahr von einem Ort und Stadt zum andern gereist, bis ich endlich mein Brod gefunden habe, jetzt heisst es ruhe aus von deinen Reisen und arbeite fleissig, dann wirst du Brod haben bis an dein Ende. Jasper.

Bücheranzeigen.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache.

Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler und R. Schoch. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 1890. XIX. Heft (des 2. Bandes 10. Heft). 4°.

Von dem grossen schweizerdeutschen Wörterbuche liegt das 19. Heft vor, das von hüppen bis Hirt reicht auf Bogen 94—103. Es ist wie alle vorangehenden ein Beweis des gewaltigen Materials, welches der Ausarbeitung zu Grunde liegt, nicht minder aber der Sorgfalt und der Hingebung der Herausgeber, die seit Jahren ihre beste Kraft für das vaterländische Werk eingesetzt haben. Im Frühjahr 1881 erschien das erste Heft, nachdem das Werk seit 1862 durch eine von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich eingesetzte Kommission unter Leitung von G. v. Wyss und H. Schweizer-Sidler und unter grossartiger Beteiligung aller Stände, Geschlechter und Lebensalter vorbereitet worden war. Friedrich Staub, Ludwig Tobler, Rudolf Schoch sind als die eigentlichen Bearbeiter des Stoffes zu rühmen, dessen Veröffentlichung durch Unterstützung des Bundesrates wie der Kantonregierungen erleichtert wird.

Über die Art der Bearbeitung wurden reifliche Beratungen gepflogen, und durch Berichte, Proben und Frageblätter bei allen, die sich für Dialektforschung interessieren, auch ausserhalb der Schweiz die Teilnahme hervorgerufen. Hunderte von hilfreichen Genossen wurden so herangezogen. Über Ziele und Schranken des Werkes ward man sich völlig klar. Das Idiotikon beschränkt sich auf das Gebiet der deutschen Schweiz. Die ältere schweizerdeutsche Litteratur wird gleich der lebenden Volkssprache herangezogen. Gesammelt werden alle Ausdrücke des Schweizerdeutsch, welche der neuhighdeutschen Schriftsprache der Gegenwart gar nicht angehören, oder in Form oder Bedeutung von ihr abweichen; ferner alle in der deutschen Schweiz eingebürgerten Fremdwörter; die Eigennamen, deren appellative Natur noch erkennbar ist; endlich die Kosenamen der Personen. Ausschlossen bleiben nicht bloss die cindringenden Wörter aus fremden Sprachen, sondern auch die aus der hochdeutschen Schriftsprache immer stärker hereinströmenden Ausdrücke und Wendungen. Lieder und Sagen, Sprichwörter und Rätsel, Sitten und Gebräuche, der Aberglaube, werden nur so weit aufgenommen, als sie zur Worterklärung notwendig herbeigezogen werden müssen.

In Bezug auf die etymologische Erklärung liessen sich die Bearbeiter mit Recht daran genügen, die Schweizer Wörter auf den mittelhochdeutschen oder althochdeutschen Stand zurückzuführen. Die Reihenfolge der Worte bestimmte das von J. A. Schmeller in seinem überall vorbildlichen Bayerischen Wörterbuch angewandte System, wonach das konsonantische Gerippe der Hauptsilbe massgebend ist. Die phonetische Bezeichnung der mundartlichen Laut- und Wortformen ward

mit weiser Mässigung gewählt und, natürlich nicht zum Beifall derer, welche in möglichst künstlichen phonetischen Alphabeten den ganzen Inbegriff aller Weisheit und Gelehrsamkeit sehen, eine immerhin noch ziemlich bunte Zeichenreihe für die Vokale und die Konsonanten aufgestellt.

So ist denn nach bester Vorbereitung und Überlegung seit zehn Jahren das Schweizerische Idiotikon an das Licht getreten, eine Ehre für alle dabei thätigen Männer, ein wertvoller Besitz der deutschen Schweiz. Auch in diesen alemannischen und burgundischen Gauen bröckelt jährlich von den nationalen Eigentümlichkeiten ein Stück ab, und die Auflösung wühlt an den Grundlagen der Mundarten „heimlich und darum so sicher“. Die Herausgeber wissen das am besten und wissen auch, dass dieser Naturprozess unaufhaltsam vor sich geht. „Die vernünftige Aufgabe liegt deshalb darin, dass man einen so bedeutenden Dialect nicht hinterher lasse, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, dass man ihn in letzter Stunde noch nutzbar mache, namentlich für die Schule, und dass man ihn der Wissenschaft rette“. Wir Deutsche haben gleich den Schweizern für das Werk zu danken und uns desselben hoch zu freuen. Möge es rüstig weiter schreiten, und den treuen Arbeitern die Vollendung als bester Lohn vergönnt werden!

K. Weinhold.

Chr. Schneller. Tirolische Namenforschungen. Orts- und Personen-Namen des Lagerthales in Südtirol. Mit einem Anhang und einer Karten-skizze. Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1890. XIV. und 373 S. 8°.

Die hohc Bedeutung und einschneidende Wichtigkeit, welche die Forschung auf dem Gebiete der geographischen Namenkunde für die Geschichte der einzelnen Völker, namentlich in ihren vor jeglicher Geschichte liegenden Anfängen hat, von denen wir gar oft nur durch die ausdauernde Zeugenschaft der an Bergen und Flüssen, Grund und Boden mit Zähigkeit haftenden Namen Kunde haben, ist heutzutage allseitig anerkannt. Ebenso unzweifelhaft fest steht aber auch, dass nur die exakte historische Methode, die ja allen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zu Grunde gelegt werden muss, unanfechtbare Ergebnisse auf diesem Felde der Forschung zu erringen vermag. Wie die Geschichte der Sprache nach bestimmten Gesetzen verläuft, deren Wirksamkeit nur durch den Einfluss sie durchkreuzender psychischer Faktoren gestört wird, so ist es auch die Aufgabe des Namensforschers gewissermassen die Geschichte der geographischen Namen zu schreiben und im engen Anschluss an die lautgesetzlichen Besonderheiten des Sprachgebietes, welchem sie angehören, zu ihrer Deutung vorzudringen. Unter den oben erwähnten psychischen Faktoren scheint mir bei der Namensforschung von besonderem Belange die volks- etymologische Umdeutung, die nachweisbarermassen gerade beim Einzug einer anderssprachigen Bevölkerung in ein bereits kultiviertes Gebiet stattgefunden hat, dessen Bewohner die Sprache der einwandernden Sieger annehmen mussten, wie es z. B. bei den Bewohnern Tirols der Fall gewesen ist, gegenüber den Römern und später den Baiuwaren und Alamannen.

Die tirolische Namenforschung hat eigentlich bekanntermassen ihren Haupt-

begründer an L. Steub gehabt, der freilich mit seiner Etrusker-Hypothese den falschen Weg der Deduktion einschlug und, wie auch der Verfasser unseres Buches hervorhebt, allmählich selbst mehr und mehr Bausteine von seinem räto-etruskischen Bau abbröckeln sehen und sich der Deutung aus dem Romanischen in die Arme werfen musste. Mag Steub auch gar manche mehr kühn hingeworfene als sprachgesetzlich begründete Deutung von Ortsnamen aufgestellt haben und namentlich in methodischer Durchforschung des Stoffes zu wenig eindringlich gewesen sein, er hat doch ganz unbestreitbare Verdienste auf diesem Gebiete, die jeder Unparteiische ebenso anerkennen sollte, wie es der Verfasser unseres Buches thut, der mit ungleich besserer wissenschaftlicher Ausrüstung als Steub und namentlich mit vollkommener Beherrschung der Idiome des italienischen Tirol an sein Werk gegangen ist. Auch möchte ich Steubs räto-etruskische Hypothese nicht in die Rumpelkammer werfen, wie ich am anderen Orte auszuführen gesucht habe¹⁾, und auch andere Gelehrte, wie der tirolische Geschichtsschreiber J. Egger und die Sprachforscher E. Windisch (Gröbers Grundriss der romanischen Philologie) und C. Pauli (Altitalische Forschungen I) annehmen. Freilich viel von rätischen Namen wird sich durch die Stürme der Zeiten wohl kaum in unsere Tage herüber gerettet haben.

Schneller, der sich durch zahlreiche Arbeiten wesentliche Verdienste um die Erforschung seines Heimatlandes erworben hat — ich nenne die folgenden: „Studi sopra i dialetti del Tirolo italiano“ (Programm von Rovereto 1865), „Über die volksmundartliche Litteratur der Romanen in Tirol“ (Programm von Innsbruck 1869), „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol“, „Skizzen und Culturbilder aus Tirol“ (darin unter anderem auch „Über Ursprung und Fortgang der rätischen Namensforschung“), „Streifzüge zur Erklärung tirolischer Ortsnamen“ (Bote von Tirol 1870) — hat in dem vorliegenden Buche zunächst allerdings nur die Namen des Lagerthales, das sich von Calliano - Garniga bis an die österreichisch-italienische Grenze erstreckt, behandelt, dabei aber eine so grosse Anzahl von Ortsnamen aus dem übrigen Tirol herangezogen, dass sein Buch ohne Zweifel als das „Grundbuch“ für die Weiterentwicklung der tirolischen Namensforschung bezeichnet werden darf, soweit die Namen deutschen oder romanischen Ursprungs sind²⁾. Um dem Leser einen Einblick in den reichen Inhalt unseres Buches zu verschaffen, sei kurz erwähnt, dass im ersten Teile die Ortsnamen des Lagerthales, das nach Schnellers scharfsinnigen und interessanten Ausführungen von einem Standlager der Langobarden seinen Namen erhalten hat, in 479 Nummern behandelt werden, während ein zweiter Teil die altinschriftlichen und mittelalterlichen Personennamen des Lagerthales mit ihren in den Schreibnamen noch heute fortlebenden Nachfolgern beibringt. In einem Anhang unterrichtet Schneller die Deutungen mehrerer Ortsnamen, die der italienische Professor B. Malfatti in einem im

1) „Die Urbevölkerung Tirols“, Vortrag gehalten am 13. Februar 1886 und mit reichen Litteraturnachweisen abgedruckt im Tiroler Boten, Jahrgang 1886, Nr. 105—108 und „Räto-etruskisches“, ib. 1890, Nr. 299.

2) Auch das Slavische fehlt nicht. Über slavische Namenreste in Oberpusterthal vgl. die beiden verdienstlichen Programme von A. Unterforcher (Leitmeritz 1889 und Eger 1890). Über Slavismen in der Sprache vgl. H. J. Bidermann in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. R. Lehmann“ I, Heft 7, S. 472 f. (84 f.). Übrigens dürfte auch das Illyrische in einigen Resten vertreten sein, wobei allerdings kein Gewicht darauf zu legen ist, dass das Baiuwarische in dem Worte *menz manz* (unfruchtbare Kuh) wirklich ein Lehnwort aus dem Illyrischen hat, wie neuestens zu ersehen ist aus G. Meyer Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache, S. 276.

„XIII. Annuario“ der „Società degli Alpinisti Tridentini“ erschienenen „Saggio di Toponomastica Trentina“ aufgestellt hat, einer zwar ablehnenden, aber, wie mir scheint, gerechten Kritik und bietet bei Besprechung des Ortsnamens Pergine, wozu übrigens auch die Bemerkungen von Götzinger im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“, Jahrgang 1890, Sp. 461, zu vergleichen sind, auch eine ausführliche Auseinandersetzung über die Ortsnamen auf *-ens*, z. B. Wättens, Tírfents, Fritzens u. s. w., die als Genetive von Personennamen erklärt werden¹⁾.

Es ist nicht Sache dieses Referates, auf die Deutungen im einzelnen einzugehen. Jedoch darf ich wohl hervorheben, dass die meisten sich des Beifalls der sachverständigen Forscher zu erfreuen haben werden. Dass Schneller mit Recht bei diesen Deutungen ein Hauptgewicht auf die Herleitung von Personennamen gelegt hat, ist schon von anderer Seite hervorgehoben worden; was aber auch denjenigen, die von Appellativen hergeleitet werden, einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, dass sie sich durchaus auf die genaueste Kenntnis von Land und Leuten stützen und also nicht der unbedingt notwendigen Grundlage entbehren, wie dies bei Namendeutungen dieser Art nicht selten der Fall ist²⁾. Eine besondere Freude hat Schneller seinen Stammesgenossen gemacht durch die Anführung von Hunderten von Ortsnamen deutschen Ursprungs aus Gegenden, in denen längst jeder deutsche Laut verklungen ist, die aber ein ebenso sprechendes Zeugnis ablegen für die weite Ausbreitung unserer Stammesgenossen nach dem Süden, wie dieses auch der körperliche Habitus gar mancher unserer welschen Landesbrüder thut, die einen viel mehr germanischen Typus aufweisen, als dies bei einer sehr grossen Zahl der diesseits des Brenners wohnhaften Landeskinder der Fall ist.

Zum Schlusse seien mir noch zwei Berichtigungen gestattet. Wenn ich eine Bemerkung S. 272 richtig verstanden habe, soll sich der Name „Goten“ an ein angebliches GAUD anlehnen. Ich weiss nicht sicher, ob Schneller auch hier Förstemann zum Gewährsmann hat, da mir dessen Namenbuch im Augenblick nicht zugänglich ist. Jedenfalls aber hat die Anknüpfung des Namens an got. *giutan* („die ausgebreiteten“) viel mehr für sich. Ich verweise der Kürze halber auf F. Wrede, Über die Sprache der Ostgoten in Italien (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 68. Heft S. 44). S. 324 ist irrigerweise ein etruskisches *lusna* citiert; gemeint ist offenbar das altlateinische *losna*; vgl. die Litteratur darüber in meiner lateinischen Laut- und Formenlehre. 2. Aufl. (I. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. 2. Band) Seite 310^a.

Innsbruck.

Fr. Stoltz.

1) Schneller scheint entgangen zu sein, dass schon Riezler in dem Aufsatze „Die Ortsnamen der Münchener Gegend“ (44. Band des Oberbayerischen Archivs) unter Verweisung auf Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flussnamen 19 f. dieselbe Deutung vorgebracht hatte.

2) Man vergleiche darüber eine treffende Bemerkung von C. Pauli „Eine vorgriechische Inschrift auf Lemnos“ S. 53 f.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden Christi — Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Halle. Max Niemeyer. 1891. Zwei Bände. VIII. 343 S. und 404 S. 8°.

Herr Dr. A. Schlossar in Graz, der sich um Kulturgeschichte und Volkskunde der Steiermark seit längerer Zeit verdient gemacht hat, veröffentlichte in den beiden Bänden, die wir hier anzeigen, volkstümliche Schauspiele aus steirischen Quellen. Ein kärntisches Passionsspiel ist beigegeben.

Die Spiele sind folgende: I. Band. Das Paradeisspiel. Das Schäferspiel (vom guten Hirten). — Das Krippenspiel. Die Geburt Christi. — Das Leiden Christi. — Das Nikolausspiel. — Genovefa. — II. Band: Judith und Holofernes. — Hirlanda. — St. Barbara. — Susanna. — Der bayrische Hiesel. — Der gefoppte Geizhals. — Ein Nachspiel. — Das Leiden Christi.

Also geistliche Spiele der Gattung, auf welche ich zuerst in meinen Weihnacht-Spielen und Liedern aus Süd-Deutschland und Schlesien (Grätz, 1853) die litterarische Forschung aufmerksam gemacht habe; ferner ältere biblische Dramen (Judith, Susanna), moderne Dramatisierungen legendärer und weltlicher Stoffe, und Reste von Fastnachtspielen.

Der Text ist sehr verworlost, denn er fliesst aus jungen Abschriften, welche von Landleuten gemacht sind aus Copien, die in unbestimbarer Reihe gleicher Abschriften auf irgend ein gedrucktes oder geschriebenes Original zurückleiten. Herr Schlossar hat sich bemüht, hier und da Korrekturen vorzunehmen; aber ein jeder, der mit solchen Spiel- oder Liederhandschriften aus dem Volke zu thun hatte, weiss, wie nur im seltensten Falle sichere Herstellungen zu erreichen sind. In den Anmerkungen hat Herr Schlossar auch über die Herkunft der Handschriften und über die Stoffe und ihre Litteratur Mitteilungen gemacht, ohne indessen auf Untersuchungen einzugehn.

Dazu ist auch hier leider kein Raum, obschon manches dazu verlockte, wie z. B. das Nikolausspiel. Ich muss mich begnügen, einige allgemeinere orientierende Bemerkungen zu machen.

Für die geistlichen Spiele des evangelischen Festcyclus — Weihnachten, Ostern — leiten die noch im Volke überlieferten Texte auf das 16. oder 17. Jahrhundert: Reformation und Gegenreformation. Schröer zuerst hat in seinen deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn (Wien 1858. S. 162 ff.) auf die Beziehungen des Oberuferer Weihnachtspiels zu Hans Sachsen's biblischen Dramen aufmerksam gemacht, ebenso auf Berührungen mit den Edelpöcksen und Berliner (Pondoschen) Weihnachtskomödien. Dann ist Aug. Hartmann in seinem Weihnachtspiel und Weihnachtlied in Oberbayern (München 1875. S. 12—17) und in seinen Volks-schauspielen (Leipzig 1880. S. 49 ff.) weiter darauf eingegangen. Durch die Meistersingerschulen, die in manchen Orten das Theaterprivilegium erhielten und sich in Spielgesellschaften umwandelten, wie die Oberuferer Singer noch bis über die Mitte unseres Jahrhunderts bezeugt haben, wurde das Fortleben der alten dramatischen Stoffe und Erzeugnisse, alter dramatischer Kunst und Art vermittelt, und so erklären sich auch die in die Schlossarsche Sammlung aufgenommenen Judith- und Susannatexte nach Abschriften des 18. Jahrhunderts.

Neben den Singschulen kommen die freien Spielgesellschaften in Betracht, die im südlichen Deutschland von Ungarn bis in die Schweiz seit dem 16. Jahrhundert in Städten und Dörfern bestanden und bis in die Gegenwart in den österreichischen

und baierischen Landen gelebt haben: am freudigsten im Tiroler Unterinnthal, wo bis vor wenig Jahrzehnten noch in vielen Dörfern zunftartige Spielergesellschaften in einfachen Bretterhütten, welche dafür gebaut waren, die durch viele Geschlechter ererbte Kunst übten, und sowohl alt überkommene, pietätvoll gewahrte, als auch neue, unter ihnen selbst entstandene Stücke aufführten. Auf solchem Grunde ruht auch das weltbekannte Oberammergauer Passionsspiel, dessen Geschichte Aug. Hartmann (das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Leipzig 1880) urkundlich aufgeklärt hat. Es beruht einerseits auf treufromm festgehaltener alter Überlieferung, andererseits auf den zu rechter Zeit vollzogenen Umarbeitungen tüchtiger Geistlicher des 18. und 19. Jahrhunderts.

Denn nur soleche Teilnahme konnte in den katholischen Ländern unsers Südens die geistlichen alten Spiele vor Zersetzung und Vernichtung schützen. Wir können dieselbe seit Anfang des 17. Jahrhunderts wahrnehmen. Beweise sind die vier Weihnachtsspiele meiner Handschrift, welche nach Aug. Hartmanns Funden möglicherweise in dem Salzburgischen, vielleicht im Kloster Secon gedichtet sind¹⁾; ferner die wohl aus selber Zeit stammenden Münchener geistlichen Spiele, welche Hartmann Volksschauspiele 422 ff. bespricht. Das Paradeisspiel samt dem Spiel vom guten Hirten, dessen in Oberstciernmark weit verbreiteten Text²⁾ ich in meinen Weihnachtsspielen veröffentlichte, wozu dann Schröer und nun Schlossar andere aber verwandte Niederschriften drucken liessen, ist ein neuer Beweis jener fördernden Teilnahme dichterischer und verständiger Priester, die leider mit Ausnahme von Oberammergau nun erloschen ist.

Die weltlichen Stücke blieben wilde Reiser, an denen nur ab und zu eine Schere einen meist verbildenden Zuschnitt nach der Mode vollzog. Auch die halb legendarischen, halb romanhaften, der Barockzeit angehörigen Dramatisierungen der Genoveva- und Hirlanda-Bücher kamen nur in die Zucht der Puppenspieler und sind ein Gemisch von Staatsaktion, Ritterstück und Hanswurstiade. Die Schlossarsche Sammlung hat Genoveva und Hirlanda, dazu als Auszug einer Puppenkomödie den Matthias Klostermaier, genannt bairischen Hiesl, wie die Vergleichung mit dem Text in den Deutschen Puppenspielen von Kralik und Winter (Wien 1885) auf einen Blick zeigt.

Dem Bauerntheater sagte dieser Stil durchaus zu. Auch dafür können wir die Mander vom Innthal als Zeugen heranziehen. Auf dem Bauerntheater zu Pradl wird noch jetzt in diesem und in noch altertümlicherem Stil mit Ehrnhold und Hanswurst, mit Teufel und Schutzgeistern agiert, wenn auch das Moderne, aber keineswegs das Bessere sich daneben eindrängt.

Aus Baiern, Salzburg und Tirol sind auch die Namen von Dichtern für das Bauerntheater und die ländlichen Spielgesellschaften noch aus diesem Jahrhundert bekannt; ihrem Stande nach verdorbene Schüler, Holzknechte, Schiffer, Salinenarbeiter und dergleichen. Eine alte Bäuerin spielte und dichtete vor Kurzem noch in hohem Alter zu Höttling im Innthal. Ritter- und Räuberstücke, Heiligengeschichten, Scenen in Art der alten Fastnachtsspiele gingen oder gehn über die Bühne (A. Hartmann Volksschauspiele 338 ff.). Bei der Freude des Volkes an diesen Unterhaltungen kann man nur wünschen, dass Versuche, diesen Bühnen bessere und doch zugleich echt volkstümliche Kost zu geben, wie ein junger Tiroler Dichter, Franz Lechleitner sie in seinen drei Bauernspielen (Eisenach 1890) veröffentlicht hat, Nachfolge finden.

K. Weinhold.

1) Vgl. meine Weihnachtsspiele, S. 175—185. A. Hartmann Weihnachtlied 19. Volks-schauspiele 98. 103. 143.

2) Ausser der Vordernberger Handschrift kenne ich ganz oder sehr nahestehende aus Judenburg, Tragöes und Afenz.

Krauss, Friedrich S., Orlović, der Burggraf von Raab. Ein mohammedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Hercegovina. Freiburg im Breisgau. Herder 1889. VIII, 128 S.

Der wohl bekannte Forscher auf dem Gebiete südslavischen Volkstums, welcher in den Jahren 1884 und 85 im Auftrage weiland des Kronprinzen Rudolf Bosnien und das Herzogtum bereiste, um ethnographische Erhebungen zu pflegen, giebt hier aus dem reichen Schatze seiner Sammlungen eine Probe. Der Inhalt des Liedes, welches dem V. durch den Guslaren H̄asān Sašić gesungen wurde, ist kurz folgender: Orlović, der Burgherr von Raab, unternimmt einen Zug übers adriatische Meer ins Feindesland Italien hinüber, um seinen auf der festen Burg Aršan im Kerker schmachtenden Freund und Stammesgenossen zu befreien. Es gelingt ihm, in der Verkleidung eines Malteserritters durchs feindliche Gebiet sich hindurchzuschwindeln. Er weiss schlau, den Burggrafen von Aršan zu ködern, findet bei ihm auf der Burg Aufnahme und entführt ihm die Tochter samt dem kostbaren Gefangenen. — Dieser einfache Stoff erregt durch die äusserst geschickte Weise, mit welcher der Mohammedaner die für ihn so schwierige Rolle eines geistlichen Ritters durchführt, unser höchstes Interesse. Nach einer ausführlichen Einleitung giebt Krauss den Text des Liedes in der Ursprache und daneben die deutsche Übertragung. Bietet das Lied an sich schon dem Forscher volkskundliches Material die Fülle, so wird dasselbe noch bereichert durch die Bemerkungen Krauss', welche in den sorgfältig ausgearbeiteten Anmerkungen niedergelegt sind. Besonders interessant erscheint der Nachweis, dass die mohammedanisch slavische Frau, besonders die Frau des begüterten Adligen, social unvergleichlich hoch über der christlichen Mitschwester, der Serbin, Kroatin und Bulgarin steht. Den Schluss des gut ausgestatteten Büchleins bildet ein Sachregister. — Die gelieferte Probe ist volkskundlich von so hervorragendem Wert, dass wir mit Spannung einer Gesamtausgabe der von Krauss gesammelten Guslarenlieder entgegen sehen.

U. Jahn.

Ullrich, H., Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale, gesammelt von Ch. Ludw. Wucke. Zweite, sehr vermehrte Auflage mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister. Eisenach. Kahle 1891. XV, 531 S.

Im Jahre 1864 gab Wucke zwei Bändchen Sagen heraus, die er selbst dem Volksmunde in dem Werrathale von Meiningen bis Vacha entnommen hatte. War die Sammlung auch für das grössere Publikum berechnet, so enthielt sie immerhin brauchbares Material und übertraf die Arbeiten Bechsteins und Heusingers, die sonst für die dortige Gegend in Betracht kommen, um ein Bedeutendes. Nach dem Erscheinen seiner Sammlung arbeitete Wucke rüstig weiter und brachte auch eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Sagen aus gleichem Gebiete, wie aus anderen Teilen seiner engeren Heimat zusammen, konnte aber wegen seiner körperlichen Hilflosigkeit (er war blind) zu einer Veröffentlichung des gehobenen Schatzes nicht gelangen.

Es ist nun das grosse Verdienst Ullrichs, dass er sich nach dem am 1. Mai 1883 erfolgten Tode Wuckles des handschriftlichen Nachlasses annahm und dem Verstorbenen jetzt durch die Herausgabe der 2. Auflage ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Die erste Sammlung umfasste im ganzen 443 Sagen, die von Ullrich besorgte zweite nicht weniger als 833. Das neu Hinzugekommene ist zugleich an wissenschaftlichem Wert ungleich höher anzuschlagen, als das frühere, da Wuckle sich später von der geistigen Bevormundung durch den mit ihm befreundeten Bechstein losgemacht zu haben scheint. Ein vorgesetztes Sternchen macht dem Leser das neu Aufgenommene deutlich erkennbar. Neu hinzugefügt sind ferner seitens des Herausgebers am Fusse jeder Sage Angaben darüber, ob die Sage auch schon von anderen aufgezeichnet ist. Dadurch wird, wie Ullrich mit Recht hervorhebt, festgestellt, dass Wuckle, wo er Vorgänger gehabt hat, in der Regel die volkstümlichere, treuere Fassung bietet. Wuckle hatte sich aber auch redlich bemüht, in die Geheimnisse der Volksseele einzudringen. Wir schliessen die Besprechung mit der Schilderung, welche er von seiner Art, Sagen zu sammeln, im Vorwort zu der 1864 erschienenen Ausgabe gemacht hat, da dieselbe manch wertvollen Fingerzeig für jeden Sammler volkstümlicher Überlieferungen bietet: „Es ist nicht leicht“, so sagt er, „was Volkssagen betrifft, das Zutrauen der Landbewohner zu gewinnen; sie sind misstrauisch und fürchten, von dem sogenannten Gebildeten zum besten gehabt zu werden. Und wenn auch ein guter Teil derselben noch fest an den Inhalt der Sagen glaubt, so ist man doch meist ängstlich bemüht, den Schein des Glaubens zu vermeiden, weil man fürchtet, durch den Sagensammler blossgestellt oder wohl gar auf irgend eine Weise verdächtigt zu werden. Ehe der Verfasser seine bezüglichen Wanderungen antrat, suchte er sich wo möglich genaue Kenntnis des zu sondierenden Terrains zu verschaffen und über etwa vorhandene Burgruinen, Denkmäler, alte Bäume, Seen und Quellen und dergleichen eingehende Kunde zu erwerben. Hauptsächlich forschte er nach solchen Leuten: Greisen, Hirten, Waldhütern, Kräuterweibern, welche ihm die gewünschten Mitteilungen zu machen imstande schienen. Sodann näherte er sich denselben, in ihre Sphäre niedersteigend, vertrauensvoll, suchte sie bei ihrer Berufsaarbeit im Felde, im Walde oder auch in der Dorfschenke auf, strebte durch Mitteilung von bereits Bekanntem und durch Fragen, die sich auf Lokalitäten bezogen, Anknüpfungspunkte und dadurch zugleich das Interesse der Erzähler zu gewinnen, und hatte in den meisten Fällen die Genugthung, alles, was ihnen zu Gebote stand, rückhaltlos gegeben zu sehen. War z. B. in der Schenke irgend einer erst so weit gebracht, dass er erzählte, so wirkte dies in der Regel wie ein Zauber auf alle Anwesenden. Schlafende Erinnerungen wurden bei dem und jenem geweckt. Dieser erzählte das, der andere jenes, was er von Eltern und Grosseltern gehört. Die eifrigsten Spieler legten oft ihre Karten nieder und sammelten sich als Erzähler oder Zuhörer um den Verfasser, der dann freilich auch manches Unbrauchbare geduldig mit in den Kauf nehmen musste. Ehe er jedoch eine der gewonnenen Sagen in seine Sammlung aufnahm, hat er sich durch strenge Prüfung zu überzeugen gesucht, ob die Sage dort auch wirklich im Volke lebe oder gelebt habe, indem er dieselbe noch andern an Ort und Stelle wohnenden Leuten andeutete und von ihnen nochmals erzählen liess.“ — So sind die Wuckleschen Sammlungen entstanden. Der Forscher wird an ihnen, vor allem an der von Ullrich besorgten Ausgabe, nicht achtlos vorüber gehen dürfen.

U. Jahn.

Philo vom Walde: Die Dorfhexe. Bauernkomödie mit Gesang in drei Akten. Mit einem Nachworte. Grossenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. (1891). 119 S. 8°.

Philo vom Walde, d. i. Johann Reinelt, ist als schlesischer Dichter (Aus der Heemte. 1883. — A Schläsches Bilderbüchel. 1884. — A Singvägerle. 1886. — Vagantenlieder. Hochdeutsche Lieder und Gedichte) so wie als Sammler und Herausgeber Schlesischer Volksüberlieferungen (Schlesien in Sage und Brauch. 1884) vorteilhaft bekannt. Mit der vorliegenden Bauernkomödie hat er den Übergang zur Bühne versucht. Wir haben hier keine ästhetische Kritik zu üben und weisen daher nur darauf hin, dass die Dorfhexe für Gebräuche und Abergläuben eine gute Fundgrube ist und dass Denk- und Sprechweise des schlesischen Landvolkes im nördlichen Vorlande des mährisch-schlesischen Grenzgebirges treu wiedergegeben sind. Denn dass kleinere lautliche Eigenheiten zu Gunsten besserer Verständlichkeit geopfert wurden, verschlägt nichts, indem hier keine Vorlage für die jetzt auftauchenden Grammatiker einzelner Dörfer gegeben werden sollte. Ein Dichter wird immer gut thun, das Allgemeine seines Dialekts geschickt zu benutzen, wenn er in demselben dichten will. So hatte K. v. Holtei mit Bewusstsein sich ein Schriftschlesisch gebildet, das echt-schlesisch ist und doch zugleich in weiteren Kreisen verstanden ward.

K. Weinhold.

A. de Cock. Volksgeneeskunde in Vlanderen. Gent, J. Vuylsteke. 1891. VII, 368 S. 8°. (3 Mk.)

Für denjenigen, der sich mit der Entwicklung der wissenschaftlichen Begriffe in den unteren Schichten der Gesellschaft beschäftigt, ist die Volksmedizin eins der wichtigsten Fächer der Volkskunde. An ihn richtet sich die kürzlich erschienene Volksgeneeskunde in Vlanderen von De Cock. Die Ausländer werden bedauern, dass das Buch in einer wenig gelesenen Sprache verfasst ist, und wirklich ist diesmal der des Niederländischen Unkundige im Nachteil, denn dieses Buch ist das wichtigste, welches bis jetzt über jenen Gegenstand vorhanden ist. Im ganzen folgt es dem Plan von Fossels bekannter Arbeit, und da sich erwarten lässt, dass der für Volksmedizin sich Interessierende dieses Buch zur Hand habe, kann ich auf eine Inhaltsgabe hier verzichten. De Cock leistet aber mehr, er ergründet den Gegenstand tiefer als seine Vorgänger, namentlich als Fossel und Lammet. Er versucht die Grundvorstellungen in der Volksmedizin zu erforschen, und thut das vorzüglich auf historischem Wege. Einerseits vergleicht er die Volksmedizin in Flandern mit der der Nachbarvölker, namentlich der Wallonen und Deutschen; andererseits sucht er nach der gemeinsamen Quelle; darum forscht er in dem Animismus der sogenannten wilden Völker der Gegenwart. Er untersucht ferner die Verbindung der Volksheilkunde mit dem Heiligenkultus, wobei manche Verschiedenheiten je nach der Gegend hervortreten, sich aber im allgemeinen wichtige Beobachtungen für die Volkslogik ergeben. Vielfach stammen die Heilmittel aus der Pflanzenwelt, und hier hat De Cock nicht unterlassen, auch die alten Botaniker auszubuten.

Dieser Teil der Volkmedizin ist gewöhnlich nicht auf ein Volk beschränkt,

sondern über den ganzen Westen von Europa verbreitet, da er meist nur ein Rest der mittelalterlichen Therapie ist und teilweise von da in das wissenschaftliche Corpus der Medizin überging. — De Cocks Buch ist mit gesundem kritischem Sinn (und klarer Einsicht in den Gegenstand geschrieben und vielfach auf unmittelbare persönliche Forschungen gegründet. Ein genauer nützlicher Index macht den Schluss.

Charleroi in Belgien.

Aug. Gittée.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 23. Januar. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und legt in grossen Zügen Zwecke und Ziele des neu begründeten Vereins dar. Sodann erteilt er das Wort Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Meitzen zu dessen Vortrag über Land und Leute in den Saalegegenden. Da derselbe sich im wesentlichen mit den Ausführungen Herrn Meitzens über denselben Gegenstand in diesem Hefte deckt, können wir auf unsere Zeitschrift S. 129—138 verweisen. Als dritter Vortrag stand auf der Tagesordnung „Die Trachten der Vierländer, mit Demonstrationen“. Der Vortragende, Herr Dr. U. Jahn, gab zunächst an, dass die vorgeführten Sammlungen von ihm persönlich im Laufe des Jahres 1890 an Ort und Stelle zusammengebracht und dann in den Besitz des Herrn Banquier Alexander Meyer Cohn zu Berlin übergegangen seien, um gelegentlich dem Bestande des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Haugewerbes einverlebt zu werden. Die Trachten sind komplett und gehören einer Braut, einer Frau in Abendmahlstracht, einem Mädchen in Tanztracht, einem Bräutigam und einem Bauer in alltäglicher Kleidung. Zur Veranschaulichung waren die Trachten fünf lebenden Modellen angezogen; als 6. Figur kam ein Blumenmädchen hinzu, in dem Anzug, welcher heute von den mit Blumenhandel beschäftigten Vierländerinnen in grossen Städten, wie Hamburg und Berlin, getragen wird. Der Vortragende äusserte sich des weiteren über den Schnitt der Trachten, die Ornamentik der Stickereien und Strickarbeiten, den Schmuck, den Kopfputz (zumal der Braut) und kam, nachdem vergleichsweise die Altländer, Nordfriesen, Propsteier und die Jamunder bei Cöslin herangezogen waren, zu dem Resultat, dass wir in den Vierländern Repräsentanten eines friesischen Stammes zu erblicken haben. — Im Anschluss an den Jähnschen Vortrag legte Herr Stadtrat E. Friedel eine von seiner Ehefrau nach einem modernen schwedischen Muster kürzlich gefertigte Stickerei, Kreuzstich in buntem Garn auf weissem leinenen Grunde, vor. In der Mitte erhebt sich der Maibaum in Kreuzgestalt, die Mittelstange mit der schwedischen Flagge geschmückt, an den beiden Kreuzarmen hängend je ein mit Bändern ausstaffierter Blumenkranz. Zum Maifest tanzen 5 Bauernburschen und 6 Bauerndirnen, sich mit den Händen fassend, in malerischer Nationaltracht, einen

Ringeltanz um den Maibaum herum. Seitwärts links, etwas höher, steht der Dorfgeiger und fidelt zum Tanz. Das ganze Stickereiwerk, etwa 1 m lang und $\frac{3}{4}$ m hoch, nimmt sich recht eigenartig und geschmackvoll aus, lässt sich auch besonders als Wandschmuck verwenden, zeigt also, wie die gelehrten Forschungen des Vereins praktisch und entsprechend für Haus und Stube gelegentlich ganz zweckmässig werden und Anwendung finden können. — Den letzten Teil der Sitzung bildeten die Wahlen für Vorstand und Ausschuss, deren Resultate seiner Zeit besonders mitgeteilt worden sind, ebenso wie das Verzeichnis der bis zum 23. Januar dem Verein beigetretenen 143 Mitglieder.

Freitag, den 27. Februar. Neu beigetreten sind dem Verein: Prof. Dr. Fr. Paulsen-Berlin; Magister Axel Olrik-Kopenhagen; Dr. Otto Doberentz-Naumburg a. d. S.; Prof. J. Ammann-Krummau i. Böhmen; Regierungsrat Dr. Franz Ilwof-Graz i. St.; Sanitätsrat Dr. Br. Florschütz-Wiesbaden; Prof. Dr. W. Creizenach-Krakau; Prof. Dr. P. Pietsch-Greifswald; H. Lampson-Berlin; Dr. M. Lewin-Berlin; Rechtsanwalt Dr. H. Simon-Berlin; Leopold Lesser-Berlin; Sanitätsrat Dr. J. Blumenthal-Berlin; Kgl. Bayerische Hof- und Staatsbibliothek-München; Freiherrlich C. von Rothschild'sche öffentl. Bibliothek-Frankfurt a. M.; Gymn.-Lehrer Dr. F. Ritter-Emden; Dr. Herm. Ullrich-Chemnitz; Lehrer Christian Jensen-Oevenum auf Föhr; Franz Lipperheide-Berlin; Direktor Dr. L. Lindenschmit-Mainz; Geh.-Rat Dr. G. Freytag-Wiesbaden; Dr. M. Sachse-Berlin; Amin Maarbes, Lektor am oriental. Seminar, Berlin; Dr. Heinrich Thiessen-Berlin; K. K. deutscher Konsul Dr. Joh. Mordtmann-Salonik; Senator Dr. K. Eggers-Berlin; Verlagsbuchhändler Dr. O. Löwenstein-Berlin; Custos am märk. Museum R. Buchholz-Berlin. — Es erhält das Wort Herr Prof. Dr. M. Lazarus zu seinem Vortrag „Über Volkskunde als Wissenschaft“. Derselbe wird vollständig im „Magazin für Litteratur“ erscheinen; wir können uns deshalb hier auf das notwendigste beschränken. Nachdem Lazarus das Verhältnis des neuen Vereins zu dem für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte klargelegt und hervorgehoben hatte, dass wir nicht scheiden, sondern unterscheiden wollen, geht er auf die Volkskunde im besonderen über. Allein in der Erkenntnis des Wesens und der Leistungen eines einzigen Volkes liegt die Gewähr dafür, dass man durch diese Aussonderung zum Erkennen sowohl dieses Volkes selbst, als auch der andern Völker gelangt. Unsere Aufgabe ist es also, die Volkskunde in erster Linie als die eigene, die deutsche, mit der allergrössten Genauigkeit zu betreiben, während es nicht ausgeschlossen ist, überall Teilungen vorzunehmen und Vergleichungspunkte mit den übrigen Völkern zu suchen. Die Volkskunde muss die Gesamtheit im Auge haben; sie muss das, was Gegenstand ihrer Forschung ist, nicht im Individuum, sondern im Volke, in Gesamtkreisen, finden. Vor allen Dingen muss der grösste Nachdruck auf die Thatsachen gelegt werden. Es darf sich aber nicht um ödes und blödes Sammeln handeln. Und wenn noch so viele Gegenstände vorhanden sind, damit ist die Sache nicht gethan; sie müssen gedeutet werden. Es dürfen also nicht bloss die Thaten, sondern in der That muss immer der Gedanke gesucht werden. Nachdem der Vortragende den Nachweis geführt hatte, dass Deutschland zwar in der Errichtung von Museen und in dem Zusammenbringen grosser öffentlicher Sammlungen früher hinter den übrigen Kulturstaaten zurückgeblieben sei, dass es aber dafür den Ruhm in Anspruch nehmen dürfe, während jene nur von einer Unmenge von Thatsachen Kenntnis hatten, in dieselbe die Gedanken hineingelegt zu haben, geht er auf das Verhältnis der Volkskunde zur Geschichte über. Die Geschichte habe es mit dem Wandelbaren,

die Volkskunde mit dem Ständigen und Zuständigen zu thun. Sie sei eine Statistik des Geistes, sozusagen eine Statistik ohne Zahl, ähnlich wie die Moralstatistik. Die letzte und wesentliche Ursache für den Lauf der Geschichte bleibe der Volksgeist und der Volkscharakter selbst. Mit ihm habe sich die Volkskunde zu beschäftigen und nach ihm vorzugsweise ihren Gesichtskreis zu erweitern. Seine Sehnsucht sei stets eine Geschichte des deutschen Volksgeistes gewesen. Diese Sehnsucht habe ihn vermocht, gemeinsam mit seinem Freunde Steinthal die Zeitschrift für Völkerpsychologie herauszugeben, und diese Sehnsucht sei nicht abgeschwächt in dem Verein für Volkskunde. Er wünsche, dass alle, die hier versammelt seien, Mitarbeiter würden an der Schöpfung einer Geschichte des deutschen Volksgeistes. — Geh.-Rat R. Virchow legte als Erwiderung auf den L.: Vortrag in kurzen Zügen die Entwicklung der deutschen anthropologischen Wissenschaft und die verschiedenen Forschungsgebiete dieser und der Volkskunde dar. — Es sprach darauf Herr Dr. C. Nörrenberg über den Wenkerschen Sprachatlas. Mit bereiten Worten schilderte der Vortragende die unendliche Mühe, welche G. Wenker verwandt hat, um in den Besitz des umfangreichen Materials zu gelangen, über welches er zur Zeit verfügen kann. Seine Methode war folgende. Er liess viele Tausende von fliegenden Blättern in alle Welt gehen, welche eine Reihe von alltäglichen Sätzen enthielten; daran knüpfte sich für den Empfänger die Bitte, diese Sätze in die in seinem Wohnort übliche Mundart zu übertragen. Tausende von Empfängern, fast durchweg Volkschullehrer, gingen auf die Wünsche Wenkers ein, und nach diesen Eingängen ist dann von ihm für jedes Wort eine Karte gezeichnet, in welcher durch verschiedene Farben angegeben ist, wie man dasselbe in den verschiedenen Dörfern ausspricht. So entstand eine eigentümliche Grammatik in kartographischer Form, welche die überraschendsten und, nach der Ansicht des Vortragenden, durchaus zuverlässige Resultate zeitigt. Leider konnte wegen vorgerückter Zeit auf eine Diskussion nicht eingegangen werden. — Den Schluss der Sitzung bildete ein Vortrag des Herrn Stadtrat E. Friedel, über die sogenannten Vivatbänder und Ähnliches. Man versteht, wie Herr Friedel des näheren ausführte, unter den Vivatbändern lange, schmale, gewöhnlich seidene Bänder, welche Inschriften, Vignetten, teils eingewirkt, teils aufgedruckt tragen. Diese Bänder wurden zur Erinnerung an Gedenktage gefertigt und unter Freunde und Bekannte als Geschenke verteilt, nicht nur bei Siegen, sondern auch bei Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. Man sollte sie deshalb anstatt Vivat- besser Erinnerungsbänder nennen. Nachzuweisen ist die Sitte dieser Bänder etwa von 1740 an bis zum Anfang dieses Jahrhunderts; das Gebiet ihrer Verbreitung war besonders das Königreich Preussen. Aus dem Märkischen Museum, sowie aus Privatbesitz war von dem Vortragenden eine reiche Sammlung dieser zum Teil sehr kunstvoll und zierlich ausgearbeiteten Bänder ausgestellt, die mit lebhaftem Interesse gemustert wurde.

Freitag, den 20. März. Neu beigetreten: Hofphotograph F. Leyde-Berlin; Banquier F. Behrens-Berlin; Dr. John Meier-Halle a. S.; Wilhelm Rubiner (Gerhard Stein)-Berlin; Julius Lappe-Neudietendorf bei Gotha; Dr. Richard Ehrenberg, Sekretär des Kgl. Commerz. Collegiums, Altona; William Stein, Fabrikbesitzer, Stettin; Rektor a. D. H. Frischbier-Königsberg i. Pr.; Pfarrer H. F. Feilberg-Pastorat Darum bei Bramminge in Dänemark; Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften - Görlitz. — Es spricht Herr Prof. Dr. M. Roediger über die Sage von Ermanrich und Schwanhild. Der Vortrag wird im 3. Heft dieser Zeitschrift erscheinen.

Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Prof. Dr. Alex. Brückner über Mittelalterliche latein. Predigten als Quelle für Volkskunde. Der Vortragende wies darauf hin, wie mangelhaft das reichhaltige vorhandene Material an Predigten aus dem späteren Mittelalter (Brückner hat polnische Verhältnisse im Auge) ausgenützt würde; und doch seien gerade sie für den Forscher auf kulturhistorischem Gebiete von höchster Wichtigkeit. Er unterscheidet zwei Arten von Predigten. In den einen hatte der Prediger ein geistig höher stehendes Publikum vor sich. Um demselben die langweiligen Ergüsse seiner Weisheit angenehmer zu machen, flocht er allerhand Märlein in den Gang der Rede ein, Stoffe, die ihm aus der reichen Schwankliteratur des Mittelalters bekannt geworden waren. Daher, nach Brückner, die merkwürdige Übereinstimmung vieler Geschichten und Schwänke, die noch heute im Volksmunde gehen, mit den Geschichten Boccaccios. Von dieser Art Predigten will Brückner für diesmal abssehen; er geht auf die zweite Art über, in denen der Geistliche, um seinen Reden Reiz zu verleihen, die heidnischen Untugenden seiner Gemeindeglieder geisselt. Da zeigt sich nun, dass die spärlichen Nachrichten, welche uns über die slavische Mythologie, speciell über die polnische, überkommen sind, durch diese Predigten in überraschender Weise erläutert werden. Ein paar besonders interessante Proben bewiesen die Wahrheit dieser Behauptung schlagend. Im Anschluss an den mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag wurde von Herrn Prof. Zupitza ein Osterbrauch, das Besenbrennen, mitgeteilt, der noch in seiner Kindheit in der Gegend von Oberglogau in Oberschlesien geübt wurde und der sich ganz den von Brückner aus seinem Predigtmaterial hervorgeholten und als heidnisch angegebenen Osterbräuchen verglich. Auch von anderer Seite wurden aus dem heutigen Volksbrauch Parallelen geboten, und allgemein wurde der Wunsch laut, dass der Vortragende sich bald noch einmal über den Gegenstand äussere. — Der Vortrag des Herrn Dr. U. Jahn über den Filigranknopf in seiner Entwicklung wurde auf die nächste Sitzung verschoben, da neues Material zur Veranschaulichung des Vortrags in Aussicht steht und dessen Eintreffen abgewartet werden soll. Statt dessen sprach der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Weinhold, über die Gebotzeichen, indem er auf den alten und allgemeinen Gebrauch dieser in Krieg und Frieden gebrauchten uralten Mittel zum Aufgebot der Volks- und der Gemeindegenossen hinwies und die Anwesenden ersuchte, ihm bei Sammlung des Stoffes hierfür behilflich zu sein.

U. Jahn.

Litteratur des Jahres 1890.

Von Dr. Friedrich Back.

(Fortsetzung.)

Volkskunde im Allgemeinen.

Zeitschriften.

Nachträge.

Folk-Lore, a quarterly review — —. London.
D. Nutt. (Vgl. S. 116.)

I. 4. Abercromby, Marriage Customs of the Mordvins. — Kowalewsky, Marriage among the Early Slavs. — Stewart Lockhart, The Marriage Ceremonies of the Manchus. — Clouston, The Story of the Frog Prince. — Folk-lore Congress 1891. — Notes and News. — Correspondence. — Miscellanea. — Folk-lore Bibliography. — Index to Articles. Index to Bibliography.

Revue des traditions populaires. Paris.
J. Maisonneuve. (Vgl. S. 119.)

V. 12. Hardouin, Traditions et superstitions siamoises (suite) 4. 5. — Rubbens, Préjugés en Louisiane. — Tiersot, La fille déguisée en dragon. — Bourchenin, Coutume de mariage (suite). — Sébillot, Les traditions populaires et les écrivains français (suite). — Beauregard, Proverbes et dictoms malays. — Morin, Contes troyens 1—3. — Sichler, Ran et les filles des flots. — Blanchard, Traditions et superstitions de la Touraine (suite). — Certeaux, Facéties suisses. — Sébillot, Seconde vue (suite). — Bibliographie. Notes enquêtes.

La Tradition. Direction: E. Blémont et H. Carnoy. Paris. E. Lechevalier. IV. 1890. (Vgl. S. 119).

IV. Avril. Davidson, Le Folklore en Angleterre. IV. — Selter, La ronde du

mariage. — Krohn, Histoire du traditionnisme en Finland. I. — Harou, Les matériaux dans les constructions. II. — H. C., Le mois de mai. XII. — Echaupre, Complainte de Saintonge. — Cunisset-Carnot, L'arbre de Mirabelle. — de Nittis Berceuses des environs de Naples. — Petitot, Contes et tradition des Esquimaux. I. — Sinval, Les Russes chez eux. VII. — Carnoy, A propos d'un article de M. H. Gaidoz. — Bibliographie. — Le mouvement traditionniste.

V. Mai. Harou, le folklore de la Belgique. I. — Blémont, Hymne antique. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. I. — Davidson, Le folklore en Angleterre. V. — Carnoy, La fuite en Egypte. Chanson picarde. — Plantadis, Le sabre de Roland. — Carnoy, Les rites du mariage. I. — Nicolaïdes, Palladiums et talismans des cités. II. — Saltes, L'Auseralhe et lou Coucou. — Zmigrodzki, Le Folklore polonais II. 1. — Warloy, Acousmates et chasses fantastiques. II. — Blémont, Les Conciles et les synodes de M. Fr. Ortoli — Vacquerie, Futura et la légende de Faust. — Vicaire, L'heure enchantée. — Bibliographie.

VI. Juni. Grün, Chansons populaires de la Carniole. — Colson, Formulettes enfantines IV. — Plantadis, Des usages de prélibation et des coutumes de mariage en France I. — Ortoli, Poésies semi-populaires. — Dulaure, La théorie de Dulaure en mythologie I. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. I. — Harou, Le folklore

de la Belgique (Suite). — Echaupre, Aubade du printemps. — Traditions de la Bretagne. — Correspondence. — Bibliographie. — Le mouvement traditionniste.

VII. Juillet. Dulaure, La théorie de Dulaure en mythologie. — H. C., Vieux proverbes français. — Carnoy, Formulettes enfantines. — Gautier, La médecine au village. — Prato, Les anciens conteurs. — Zmigrodzki, Le folklore polonais. II. — Blémont, La tradition dans V. Hugo. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand. I. II. — Salles, Le vendredi. — Bibliographie.

VIII. Août. Schischmanova, Les noces du Soleil. — Dragamancy, Remarques sur le conte. — Carnoy, Esthétique de la tradition. — Harou, Le Folklore de la Belgique. VIII. — Chansons populaires de la Carniole. — Stiebel, Moyen de retrouver le corps d'un noyé. — Nicolaïdes, Légende turque. — De Colleville, Devinettes et énigmes populaires. — Hugounet, Apologue chinois. — Blémont, Nains et Pygmées. I. — Burtin, Le Folklore au Canada I. — Bérenger-Ferand, La pluie d'oreillettes. — Suria, Chansons populaires de la Bourgogne. — De Nittis, Traditions de la Beauce.

Sinval, Les Russes chez eux. VIII. — De Warloy, Glanes traditionnistes. — H C., Le mouvement traditionniste.

IX. X. Septembre. Octobre. Prato, Formules initiales et finales des contes populaires grecs. — Colson, Chansons de Wallonie. I. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. II. — Plantadis, Des usages

de prélibation. II. — Chevalier, Le monastère d'Antony. — Frémire, Les animaux métamorphosés dans les traditions de la Chine. — Parmentier, Le petit Poucet en Belgique. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand III. — Salles, Vieille chanson. — Lemoine, Les amours populaires en Wallonie. — De Colleville, An printemps. — Becker, Le monde enchanté. I. — Zmigrodzki, Le folklore polonais. III. — De Launay, La légende du moustier de Juniville. — Ortoli, Poésies semi-populaires. — Van Elven, Une légende belge des Nutons. — Demetrius, Les sept Dormants. — Dulaure, Le culte des eaux.

XI. Novembre. Lang, La vie sociale chez les Sauvages. — Becker, Croyances et superstitions des Lapons. — Bérenger-Ferand, Conte provençal. — Harou, Folklore de la Belgique XI. — Prato, Proverbes relatifs à la mer. IV. — Grün, Monstres et géants. VIII. — Carnoy, Chansons populaires de la Picardie. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand IV. — Bibliographie.

XII. Decembre. Zmigrodzki, Le Folklore polonais. III. — H. C., La littérature liégeoise. — Démétrius, S. Gérasimus et le lion. — Plantadis, Des usages des prélibation III. — Brunet, L'âne III. — E. B., Les vieilles chansons populaires. — Ortoli, Moyen de retrouver le corps d'un noyé II. — Brunet, Contes popul. du Bocage normand. V. — Chaboseau, Procès contre les animaux. — Duprin, Chanson de Briolage. — De Colleville, Proverbes niçois. — Le mouvement traditionniste.

Die einzelnen Völker und Länder.

Niederlande¹⁾.

I. Zeitschriften.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche folklore onder redactie van Pol de Mons en Aug. Gittée. 3^e Jaargang. Gent. Ad. Hoste. 1890.

1. Veckenstedt, De slapende Jongeling.

1) Mit Unterstützung der Herren Aug. Gittée in Charleroi und J. B. Vervliet in Antwerpen.

Vermast, Vertelsels. Onze oude liederen. Boekbeoordelingen. Vragen. Boersche grappigheid.

2. P. de Mont, Onze Vlaamsche Componisten ofte liedjeszangers. I. II. Kinderspelen. Boekbeoordeelingen enz.

3. Gittée, Het heidenwerpen. Liederen.
4. P. de Mont, Onze Vlaamsche Componisten III. Boekbeoordeelingen. Vragen.
5. Onze vlaamsche Componisten. Vertelsels. enz.
6. Gittée, Over de studie van het Volkslied. Sprookjes. Vragen. Verklaringen van natuurschijningen. Toedrinken.
7. Gittée, De Humor in de taal. P. de Mont, Onze vlaamsche Componisten. III. Boekbeoordeelingen.
8. Gittée, De Humor in de taal. II. Sprookjes en Prijsboeken. Vragen. Volksbenamingen.
9. P. de Mont, De stoet der Reuzente Brussel. Vertelsels. Sagen. Boekbeoordeling. enz.
10. Gittée, Volkshumor in geestelijke Zaken. I.
11. Gittée, Volkshumor in geestelijke Zaken. II. P. de Mont, Onze vlaamsche Componisten. Vertelsels. enz.
12. Gittée, Zeden en Gebruiken. Rijmdicht over de konst van't rekenen. Volksliederen: Liefdeproef. Boekbeoordeelingen. Vragen en Aanteeknungen.
- Ons Volksleven.** Antwerpsch - Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtverdigheid, voor oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. onder leiding van J. Cornelissen te S. Antonius-Brech en J. B. Vervliet te Antwerpen. 2^{de} Jaargang 1890. Te Brecht bij L. Braeckmans. 12. Nummers van twelf bladzijden in 8°.
1. Volksgebruiken. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Weervoorspellingen en boesrespreukses. Sagen. Boekbespreking. Nieuwskes. Vragen en Aanteeknungen. Inhoud van Tijdschriften.
2. Vertelsels. Dierenvertelsels Kwelvertselkelkes. Kerst- en nieuwjaarsliedekens, Wangeloof-Lieder. Grafschriften. Spotgedichten.
3. Volksgebruiken. Bijdrage tot den dietschen Taalschat. Vertelsels. Gezelschaps-spelen. Volkstelling in 1526.
4. Bouwstoffen gebruikt bij het stichten van kerken, kasteelen, enz. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Vertelsels. Grafschriften. Sagen.
5. De Uitvinding der lier. De Vogelen in het volksgeloof. Vertelsels. Spotzegels. Bijdrage tot den dietschen taalschat.
6. Levende spraakkunst. Over de benaming Pagnot. De vogelen in het volksgeloof. Vertelsels. Bijdrage tot den dietschen taalschat.
7. De vogelen in het volksgeloof. Volks-geloof. Sprooksjes en vertelsels. Vragen en Aanteeknungen.
8. Levende spraakkunst. Rivieren, putten, fonteinen, bronnen, ondiepten enz. Lieder. Vertelsels.
9. Rivieren putten enz. Kinderrijmen. Sagen. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Raadsels. Nieuwskes.
10. Rivieren, putten enz. Sagen. Vertelsels. Bijdrage tot den dietschen Taalschat. Lieder. Vragen.
11. Volksgebruiken in de Kempen. Rivieren enz. Vertelsels. Een woord over de gilden.
12. Sagen. De vogelen in het volksgeloof. Over de gilden. Nieuwskes. Boekbespreking. Naredes.
- Volk en Taal.** Maandsschrift over Gebruiken, Geschiedenes, Taalkunde enz., uitgegeven door de Zantergilde van Zuid-Vlaanderen. Ronse, A. Courtin. 2^{de} Jaargang. 3^{de} Jaargang.
- II. n. 6. Over de zuid-vlaamsche uitgangen ie en ies, hie en hieds. Bijdrage tot den nederlandschen taalschat. Sint Niklaas liedjes. Spotzegels. Raadsels. Jaakskee met zijn fluitje. Van smidje Smee. Soldaten Knevelarijen. Spotrijmkies. — n. 7. Kersttijd-gebruiken. Bijdrage tot den Nederl. taalschat. Kockebak. Nieuwjaarliederen. Drij koningen. Sterrelidje. Van den vos en den beer. Kruis-gebruiken. — n. 8. Lichtmis. Bijdrage tot den nederl. taalschat. „Zei“ spreken. Ditjes en Datjes. Van Magriendelke en Magreindelke. Weervoorginggen. — n. 9. Bijdrage tot den nederl. taalschat. De Gastel-of Kasteldag. Maria die moeste naar Bethlehem gaan. Raadsels Wit Karlientje en Zwart Karlientje. — n. 10. Paaschen. Bijdr. tot d. nederl. taalschat. Volkswijsheid. Een pak slagen. Uit Ooike. Van den voerman (lied). — n. 11. De uil in het volksgedacht. Bijdr. tot d. nederl. taalschat. Meiavond. Uit de beesten wereld. Van't meetje en sinksenavond. De Jongen en zijn boone. — n. 12. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Vlaamsche beleefheid. Taalbegrippen uit den ouden tijd. „Zei“ spreken. Lieder. Tel-of Lotrijmkies. Sint Martens Omgang te Asper. — III. n. 1. Bijdr.

tot d. nederl. taalschat. Uit de kinderwereld. Kruisgebruiken. Kwelspreuken. Sprookjes. Van den vier gebroeders. Volkswisheid. — n. 2. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Kinder spel. Slijtliedekes. Raadsels. Van Duimke. — n. 3. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Van't Meetje en Sinte Pieter. Koeiersroopen. — n. 4. Vertellen. Topsel. Raadsels. Kaboutermannekes. — n. 5. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Klaasdag. Van den wever en den duvel. Rijmelarij op namen van steden. „Zei“ spreukens.

't Daghet in den Osten. Limburgsch Tijdschrift voor alle liefhabbers van Taal-en andere Wetensweerdigheden. Hasselt, M. Ceysens. 6^e Jaargang. 1890. 12. Aflev. in 8.

1. Limburgsch Nederlandsch: 13. Woord-

denzange. Spotzegsels. — 2. 3. Allerlei Rijmpjes uit Oost-Vlaanderen. Kinderspelen. Vertelsels. Oude Gebruiken. — 4. 5. Limburgsch Nederlandsch: 14. Woordenzange. De Mei, de Meikoningin. Gebruiken. Raadsels. Limburgsche spreukes en spreekwoorden. — 6. 7. Limburgsche Eigenaardigheden: Wen V. Was Wazen. Het slapen der R. Dertiende, dertienste. Kinderlickens. Kinderzegels. Verkleinvormen. Een ond Stuksken. Over die en dien. Een broksken Waalsch. Oude Gebruiken. Wangeloof. — 8. 9. Over de versmaat der Volksdichten. De Duivel met zijn hesp. De Wildeman. April-gek. — 10. 11. Limburgsch Nederlandsch: 15. Woordenzange. Taalkunde. Limburgsche dichtveerdigheid. Sint Martens vuur. Limburgsche spreukens en spreekwoorden.

II. Bücher und Aufsätze.

Questionnaire de Folklore Wallon, Liège, Imprim. H. Vaillant-Carmanne. (Ein Fragebuch über wunderbare Wesen, Thiernamen, Landbau, Pflanzen, Volksarznei in etwa 10 Liefer. à 16 S., Vgl. Ons Volksleven: II. S. 105. 188.)

Gittée, L'étude du folklore en Flandre (Extr. de la Revue de Belgique. Bruxelles 1890) 19 S.

Gittée, Over de waarde van het populaire. (Overgedr. uit de Tijdspeigel. 's Gravenhage 1890. 2.) 27. S.

Prüngsheim, Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte der vereinigten Niederlande im 17. und 18. Jahrh. Leipzig 1890. Duncker & Humblot (120 S. 8°). (M. 2,80.) (Staats- und socialwiss. Forschungen, hsg. von Gust. Schmoller X, 3.)

de Roever, Over Vrijen en Trouwen, Haarlem, Bohn.

Gittée, De Hand en de Vingeren in het Volksgeloof (Overgedr. uit Los en Vast. Leiden 1890. n. 3). 52 S.

Stoet L. A. J. W. Baron, De Planten in het Germanische Volksgeloof en Volksgbruik. 's Gravenhage, Nijhoff.

Van Bastelaar, Les épingle, les aiguilles et les clous dans les pratiques superstitieuses. Bruxelles, Deprez. 15 S.

Claeys, Sint Maarten. Thielt, P. Pokel-Dooms. 248 S.

Alberdingk-Thym, De Faustsage in de nederlandsche letteren. Gent, Siffer. 58 S.

Vercoullie, Beknopt etymologisch woordenboek der nederlandsche taal. Gent, Vuylsteke. XXIV. 320 S.

De Bo, Westvlaamsch Idioticon, uitgegeven door Jos. Samyn. 1^e deel (A—O). Gent, Siffer. 700 S.

Rutten, Bijdragen tot een Haspengouwsch Idioticon, uitgegeven door de Zuidnederlandse Maatschappij van Taalkunde. Antwerpen, Jan Boucherij. XVI. 318 S.

De Seyn-Verhougstraete, Het bargoensch van Roeselare. Een bijvoegsel aan Js. Teirlincks woordenboek van bargoensch. Roeselare, De Seyn-Verhougstraete. 20 S.

Claes, Eeneige volksuitdrukkingen verdedigt en aanbevolen. Gent, Siffer. 27. S.

Bamps, Recherches sur le Mey-liedje (Chant de Mai), hymne populaire hasseltois attribué au XVII^e siècle. Hasselt, Klock. 8 S.

Amaant, Vertelsels van het Vlaamsche volk. Gent, Siffer. 1889. 2^e reeks. Thielt, P. Pollet. 1890. 190 S. 12°.

Popp Caroline, Récits et légendes des Flandres. 4^e édit. Bruxelles, Lebègne. 270 S.

Witteryck, Contes populaires; Coutumes religieuses (Annales de la Société d'émulation

- pour l'étude de l'histoire et des antiquités de Flandre. Sér. V. Tome 1.).
- Antwerpse Keldermondvertellingen**, door **J. B. van Antwerpen**. Antwerpen, A. de Koninckx. 192 S. 12°.
- Brandes**, Drei Sammlungen mittelniederländischer Reimsprüche (Zeitschr. für deut-sches Alterthum. XXXIV. Bd. 47—55 S.)
- Amaat**, Raadsels van het Vlaamsche volk. Gent, Leliaert, Siffer.

England, Schottland, Irland.

- Günther**, Englisches Leben im 14. Jahrhundert Dargestellt nach 'the vision of William concerning Piers the Plowman' by William Langland. 8°. 62 S. Leipzig. Diss.
- Suffling**, History and legends of the Broad District, with a Glance at its Folk-Lore, Ghosts, Churches, etc. (Ill.) 8°. 216 S. London, Sarrold.
- Seehohm**, The English Village Community examined in its Relations to the Manorial and tribal Systems; and to the Common and Open-field Systems of Husbandry. 4. edit. 8°. 460 S. London, Longmans 16 s.
- Gomme**, The Village Community. With special reference to the Origin and Form of its Survivals in Britain. (Ill.) 8°. 299 S. (Contemporary Science Series.) London. W. Scott. 3 s. 6 d.
- Nicholson**, Folk-Lore of East Yorkshire. 8°. 186 S. Hull, Brown. 3 s. 6 d.
- Parkinson**, Yorkshire Legends and Traditions, as told by her Ancient Chroniclers, her Poets and Journalists. 2nd series. 8°. 54 S. Simpkin. 1 s.
- Hartland**, English Fairy and other Folk-Tales. Selected and edited, with an Introduction. 12°. 306 S. (Camelot Series.) W. Scott. 1 s.
- Child Lore**. A Selection of Folk-Legends and Rhymes. 138 S. Glasgow. Bryce. 1 s.
- Jacobs**, English Fairy Tales. Ill. by John D. Batten. 8°. 253 S. London. David Nutt.
- Kluge**, Geschichte der englischen Sprache. Mit einer Dialekt-Karte. (Grundriss d germ. Philologie, hsg. von H. Paul I, 5, 780—930.)
- Wright**, Englische Mundarten (ebenda I, 5, 975—981) 1891.
- The English and Scottish popular Ballads, edited by Francis James Child, VII. Boston, Houghton, Mifflin and Co. (1890.) 4°. 254 S.
- Baring - Gould and Sheppard**, Songs and Ballads of the West: a Collection made from the months of the People. Harmonised and arranged for Voice and Pianoforte by Rev. H. Fleetwood Sheppard. 4 parts. Mothuen. 3 s. each.
- Campbell**, Popular Tales of the West Highlands, orally collected, with a Translation. New edit (under the auspices of the Islay Association). Vol. I. 8°. 490 S. London. A. Gardner. 7 s. 6 d.
- Beside the fire**. A collection of Irish Gaelic folk stories. Edited, translated and annotated by Douglas Hyde, with additional notes by Alfred Nutt. London. David Nutt. 1890. LVII. 203 S.
- Blind**, Ein schottisches Märchen vom Aschenputtel und seinem Gold- und Glasschuh (Deutsche Revue. Febr.).
- Haeckel**, Das Sprichwort bei Chaucer. 8°. 77 S. (Erlanger Beiträge zur engl. Philologie. Hgb. von Varnhagen. Heft 8). M. 1,80.
- Block**, Die englischen Markenspiele. (Neu-philologisches Centralblatt IV. 4.)

Skandinavien (einschl. Island).¹⁾

1. Allgemeines.

Nyare bidrag till kändedom om de Svenska landsmålen och Svenskt folkliv. — Tidskrif utgiven på uppdrag af Landsmålsföreningarna i Uppsala, Helsingfors och Lund genom J. A. Lundell. Stockholm, Samson & Wallin. 8°.

39de h. 1890. A. Gustaf Billing, Åsbomålets ljudlära, akademisk afhandling. Med en Karta.

40de h. 1890. B. S. Thomasson, Visor upptecknade i Kyrkhults socken i Bleking. — I. T. Reuvall, Åländsk folktro, skrock ock trolldom. — S. Öberg, Några bilder från Härendalens fäbodar.

Dania. Tidsskrift for folkemål og folkeminder. Udgivet for universitets-jubilæets danske samfund af Otto Jespersen og Kristoffer Nyrop. Bind I Hæfte 1. København. Lybecker og Meyer. 1890. 8°. 80 S. — Kr. Nyrop Kludetræt. En sammenlignende undersøgelse. — O. Jespersen Danias Lydskrift. — Småting og forespørgsler.

Huld. Safn alþýðlegra íslenzkra fræða. Utgefendur: H. Þorsteinnsson, Jón Þorkelsson, Ólafur Davíðsson, Pálmi Pálsson, Valdimar Ásmundsson. I Reykjavík 1890. Sigurður Kristjánsson. (80 S. 8°.)

Samfundet för Nordiska Museets Främjande 1888. Meddelanden, utgifna af Arthur Hazelius. Stockholm. 1890. 8°. (148 S.)

Kalund, F. Skandinavische Verhältnisse

(Grundriss der germanischen Philologie, herausg. von Paul, II. 2. S. 208—252).

Pontoppidan, Folkelivingsskildringer II. (Dansk Folkebibliothek Nr. 109.) 16°. 80 S. Nyt dansk Forlagskonsortium. 25 Ore.

v. Feilitzen, Spridda drag ur svenska folklivet. Teckningarna af Jenny Nyström. 8°. Stockholm, S. Flodin.

E. W. B., Strödda bidrag till Västerbottens äldre kulturhistoria I—II. (Historisk Tidskrift utg. af Svenska Historiska Föreningen genom E. Hildebrand X 1—2.)

Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria, på uppdrag af Södermanlands fornminnes förening utgifna af J. Wahlfisk. 7e. h. 8°. 151 S. Stockholm, Samson & Wallin. Kr. 2.

Feilberg, Dansk Bondeliv, saaledes som det i Mands-Minde førtes, navnlig i Vestjylland. Med 49 Figurer. Kbhvn. 1889. 394 S. 8°.

Landbyskomageren **Jonas Stolts** Optegnelser Frit efter et Haandskrift i „Nordiska Museat“. Af R. Mejborg. Med 62 Bilder. København. I komission hos G. E. C. Gad. 1890. 166 S. 8°.

Fabricius, Island und Grönland zu Anfang des 17. Jahrh., kurz und bündig nach wahrhaften Berichten beschrieben. In Orig. und Ubers. herausg. und mit geschichtl. Vorbemerkungen versehen von Karl Tannen. 8°. 47 S. Bremen, Silomon. M. 1,50.

2. Äusseres Leben.

Afbildningar af föremål i Nordiska museet, äfvensom af nordiska ansiktstyper, kläde dräkter och byggnader, af hvilka teckningar förvaras i Nord. museets arkiv. Utg. af A. Hazelius. 4°. Stockholm, Nordiska museet. 1. Smaaland. 1888. 2 och 3. Island. 1890. 20 pl., med text af R. Arpi. Kr. 3.

Valtyr Gudmundsson, Privatboligen på Island i sagatiden samt delvis i det øvrige norden. Kjøbenhavn Høst og son. 1889. 8°. 270 S.

Nationaldragter, danske. Tegnede af F. C. Lund. Med Text af V. Bergsøe. 2 det Oplag. Kjøbenhavn. Nyt dansk Forlagskonsortium. Heft 1—4.

3. Inneres Leben.

Noreen, Ett nytt uppslag i fråga om den nordiska mytologien (Nordisk tidskrift för vetenskap, konst och industri. Nr. 3).

Steffen, De nyaste forskningarna i nordisk mytologie (Ny Svensk Tidskrift 2—3).

Weinhold, Ueber den Mythos vom Wanen-

1) Mit Unterstützung der Herren K. v. Maurer in München und Kr. Nyrop in Kopenhagen.

- krieg** (Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akademie der Wiss. zu Berlin XXIX). 15 S.
- Wesselofski**, Yggdrasill (Archiv für slavische Philologie XIII, 1).
- Ehni**, Der nordische Mythus des Yama, verglichen mit den analogen Typen der persischen, griechischen und germanischen Mythologie. 8°. 216 S. Strassburg, Trübner. M 5.
- Petersen**, Hypothesen om religiøse Offer- og Votivfund fra Danmarks forhistoriske Tid (Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie V, 3).
- Cederschiöld**, Kalfdråpet och Vänpröfningen, ett Bidrag till Kritiken af de Isländska Sagornas Trovärdighed. 8°. 41 S. Lund, Gleerup. Kr. 0,85.
- Henzen**, Ueber die Träume in der altnordnordischen Saga - Litteratur. 8°. 89 S. Leipzig, Fock. M. 2.
- Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés. 8°. Berlin, Mayer & Müller (1. Bd. 1889). Neue Folge, ebd. 1891.
- Mikkel Skrædders** Historier. Udgivne af E. T. Kristensen. Viborg. I kommission hos Gyldendalske Boghandel i Kjøbenhavn. 72 S.
- Drachmann**, Troldtøj. Folkesagn i Nutidsliv. 1–4 de Hefte. 4°. Bojesen.
- Baag**, Kirkehistoriske Smaastykker. Kristiania 1890 (darin Beiträge zur Geschichte des Aberglaubens in Norwegen).
- Swedish Baptismal Folk-lore. Irish Variant of St. Swithin. Mother Hubbard: Notes and Queries. 6. September.
- Danmarks gamle Folkeviser**, udgivne af Svend Grundtvig. 5 Dels. 4. Hæftd. Efter Forarbejder af Svend Grundtvig udgivet af Axel Olrik. Kbhv. Forlagt af Samfundet til den danske Literaturs Fremme.
- 4°. (Schluss von S. Grundtvigs grosser Volksliedersammlung; Bd. 1 erschien 1853).
- Steenstrup**, Vore Folkeviser fra Middelaldren. Kbhv 1891.
- Ibsen**, Skandinavische Heldenlieder und ihre Bedeutung für die Kunstsposie (autoris. deutsche Übersetzung des 1857 im Illustreret Nyhedsblad. Christiania No. 19 erschienenen Artikels) Sonntagsbeil. N. 27. 28. z. Voss. Zeitung 1890.
- Vibürg**, Sägner på Roslagsmål från Valö socken (Svenska Formminnes föreningens Tidskrift VII (1888–90) p. 177–191).
- Lundell**, Scandinavische Mundarten (Grundriss der germ. Philol., hrsg. von H. Paul, I, 5, 945–959). 1891.
- Feilberg**, Bidrag til en Ordbog over Jyske Almuesmål (bis jetzt 6 Hefte).
- Færøsk Anthologie** med litterærhistorisk og grammatiske Inledning samt Glossar ved V. U. Hammershaimb. 5. Hæftet. Kbhv. 1890 (erscheint seit 1885).
- Nordlander**, Anteckningar om några norrländska ortnamn (Svenska Föreningens Tidskrift VII (1888–1890), p. 164–176).
- Kristensen**, Danske ordssprog og mundheld, skjæmtesprog, stedlige talemåder, ordspil og samtaleord. Trykt med offentlig understøttelse. 2 hæfter (400 S. + 274 S.) 8°. Kolding 1890.
- Peder Lakes ordsspråk** och en motsvarande Svensk samling. 1. Texter utgivna af Axel Koch och Carl af Petersens. Kjøbenhavn. 2. Hæft. 1890. (1. Hæft 1889). (Östnordiska och latinska medeltidsordsspråk. Herausgeg. vom Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur).
- Köbke**, Om Runerne i Norden. 2. Udgave. Kbhv 1890.

Verlag von A. ASHER & Co. in Berlin W., Unter den Linden 13.

Bastian, A. Religions-philosophische Probleme auf dem Forschungsgebiete buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie. In 2 Abteilungen. X, 190 und 112 Seiten in einem Bande gr. 8. 1884. geh. M. 9 —

Behla, Robert. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einer prähistorischen Karte im Maassstabe von 1 : 1 050 000. X und 210 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 6,50

Joest, Wilhelm. Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie. Mit 11 Tafeln in Farbendruck, 1 Lichtdrucktafel und 30 Zinkätzungen nach Originalzeichnungen von O. FINSCH, CL. JOEST, J. KUBARY und P. PREISSLER, nebst Original-Mitteilungen von O. FINSCH und J. KUBARY. X und 112 Seiten Folio. 1887. In Halbleinewandband. M. 40 —

Joest, Wilhelm. Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze. 113 Seiten. Mit 3 Lichtdrucktafeln gr. 8. 1889. geh. M. 3 —

Schroeder, Leopold von. Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. VIII und 265 Seiten gr. 8. 1888. geh. M. 5 —

Virchow, Rudolf. Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichend archäologische Studie. 1 Band Text, 157 Seiten mit zahlreichen Holzschnitten, 4, geh. und ein Atlas von 11 Lichtdrucken, folio, in Mappe 1883. M. 48 —

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter Urheimat.

Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee.

Von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne).

Mit 76 Abbildungen im Text und einer Karte.

Gross 8°. XII und 624 Seiten. Elegant geheftet 10 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Grundzüge einer Philosophie der Tracht

(mit besonderer Berücksichtigung der Negertrachten)
von

Dr. phil. Heinrich Schurtz.

Mit 10 in den Text gedruckten Abbildungen.

8°. 146 Seiten. Preis geheftet 3 M. 60 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Catalog 47: Geographie, Ethnographie, Anthropologie etc.

Catalog 48: Orientalia, Sprachwissenschaft.

Dieselben stehen **gratis** und **franco** zu Diensten. Angebote ganzer Biblioteken, sowie einzelner Werke sind mir stets erwünscht.

Richard Sattlers Antiquariat, Braunschweig.

In unserem Verlage erschien:

Forchhammer, Prolegomena zur Mythologie als Wissenschaft und Lexikon der MythenSprache. Preis 5 Mark.

Haeseler'sche Buchhandlung (Eckardt & Breymann) in Kiel.

Verlag von A. ASHER & Co. in Berlin W., Unter den Linden 13.

Zeitschrift für Ethnologie.

Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission: **A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.**

Mit zahlreichen Text-Illustrationen und Tafeln.

Erscheint 6 Mal jährlich. — Preis des Jahrganges M. 24,—

Die bis jetzt erschienenen 22 Jahrgänge und die Supplemente sind theilweise zu herabgesetzten Preisen zu haben.

Als Ergänzungsblätter zur „Zeitschrift für Ethnologie“ erscheinen seit 1890:

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde.

Mit Unterstützung des Königl. Preuss. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegeben von der **Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte**,

unter Redaction von

R. Virchow und A. Voss.

Jährlich 6 Hefte. — Preis M. 3,—

**Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land
und
den Bismarck-Archipel.**

Herausgegeben von der Neu-Guinea-Kompagnie zu Berlin.

Erster Jahrgang 1885 (4 Hefte) . M. 5,— Vierter Jahrgang 1888 (4 Hefte) . M. 5,95
Zweiter Jahrgang 1886 (4 Hefte) . M. 3,75 Fünfter Jahrgang 1889 (2 Hefte) . M. 4,50
Dritter Jahrgang 1887 (5 Hefte) . M. 7,05 Sechster Jahrgang 1890 (2 Hefte) M. 3,—
Beiheft zu 1889: *K. Schumann u. M. Hollrung, Die Flora von Kaiser-Wilhelms-Land* M. 4,50.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstrasse 17a.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **George Westermann in Braunschweig** betreffend „**Flügel's Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch**“ beigelegt.